

Un seul monde Un solo mondo Eine Welt



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Direktion für Entwicklung
und Zusammenarbeit DEZA

NR. 2 / JUNI 2010
DAS DEZA-MAGAZIN
FÜR ENTWICKLUNG
UND ZUSAMMENARBEIT
www.deza.admin.ch



Swissness Was bringt die Schweiz mehr als andere?

Südafrika: Dynamisch, herausgefordert und selbstbewusst
Forschende aus Nord und Süd spannen erfolgreich zusammen

Inhalt

DOSSIER



6 **Swissness** **Typisch, einzigartig und fokussiert in die Zukunft**

Mit einem eigenständigen schweizerischen Ansatz und der Beschränkung auf Themen soll die Entwicklungszusammenarbeit gestärkt werden

12 **«Flaggen sind überholt»** Eckhard Deutscher, Leiter des OECD-Entwicklungsausschusses, im Interview

14 **Über Hängebrücken zur Friedensförderung** Der schweizerische Ansatz in Nepal hat sich im Lauf der Jahre stark verändert

16 **Ein Mythos und seine Wirkung** Die direkte Demokratie der Schweiz inspiriert die Verfassungsreform in Bosnien und Herzegowina

17 **Facts & Figures**

HORIZONTE



18 **Zwischen Weizenbier, Gebeten und Diamanten** In Südafrika widerspiegeln sich in der selbstbewussten Generation der jungen, schwarzen Berufstätigen die Dynamik und die Herausforderungen des Landes

21 **Aus dem Alltag von...** François Droz, Leiter des Kooperationsbüros in Pretoria

22 **Träume!** Elsie Nantuli Mampa über den Unterschied von Sehen und Hinschauen

DEZA



23 **Eine starke Allianz, die Schulen baut** Die Unicef und die DEZA spannen in Sri Lanka und Pakistan zusammen

25 **Damit es zuhause besser geht** Ein DEZA-Projekt fördert den Beitrag der Migranten zur Entwicklung ihrer Heimatländer

FORUM



27 **Wer forscht, arbeitet zusammen** Schweizer Forscher arbeiten mit Kollegen aus Süd und Ost zusammen

28 **«Ausbilden geht viel tiefer als Forschen»** Hans Hurni, Direktor des Nationalen Forschungsschwerpunkts Nord-Süd, im Interview

30 **Frei sein und sich integrieren** Carte blanche: Ekrem Çitaku aus Kosovos Hauptstadt Pristina über den Aufbau der Demokratie in seiner Heimat

KULTUR



31 **Addis Abeba und Zürich planen gemeinsam** Die äthiopische Hauptstadt wächst rasant und mit einer schweizerischen Forschungspartnerschaft möglichst auch nachhaltig

- 3 Editorial
- 4 Periskop
- 26 Einblick DEZA
- 26 Was eigentlich ist... Politikdialog?
- 33 Service
- 35 Fernsucht mit Bettina Oberli
- 35 Impressum

Die Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA), die Agentur der internationalen Zusammenarbeit im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA), ist Herausgeberin von «Eine Welt». Die Zeitschrift ist aber keine offizielle Publikation im engeren Sinn; in ihr sollen auch andere Meinungen zu Wort kommen; deshalb geben nicht alle Beiträge unbedingt den Standpunkt der DEZA und der Bundesbehörden wieder.

Editorial



Swissness: Mit unseren Stärken Mehrwert schaffen

Wer Wirkungen erzielen will, muss sich auf seine Stärken konzentrieren. Dieser Leitsatz gilt auch für die Entwicklungszusammenarbeit, Ostzusammenarbeit und Humanitäre Hilfe. Wenn wir in Zukunft mehr verändern und noch besser zur Verminderung von Armut und Not in der Welt beitragen wollen, müssen wir unsere Stärken nutzen. Das ist mit Swissness gemeint.

Es geht darum, Themenfelder zu belegen, wo wir besonders erfolgreich sein können und darum, methodische Ansätze zu wählen, die wir besonders gut beherrschen.

Die Schweiz hat viele solcher Stärken. Ein Beispiel ist das Wasser. Unser Land ist das Wasserschloss Europas. Wasserbewirtschaftung, Wasseraufbereitung, Energiegewinnung aus Wasser gehören zu unseren Kernkompetenzen. Die Eawag ist eine international führende Wasser-Forschungsanstalt. Nestlé – eines der weltweit wichtigsten Unternehmen und einer der grössten Investoren im Trinkwasserbereich – hat ihren Sitz in der Schweiz. Die DEZA, das SECO und schweizerische Nichtregierungsorganisationen verfügen über umfangreiche Erfahrungen und internationales Ansehen, wenn es um Wasser geht. Damit leisten wir Beiträge zur Lösung lokaler und globaler Probleme.

Wasser ist nicht das einzige Beispiel für unsere Stärken: Gesundheit, Berufsbildung, Mikrofinanzen und viele andere Bereiche gehören dazu.

Swissness bezieht sich nicht nur auf die Themen. Auch in der Art, wie wir Entwicklungsprobleme und humanitäre Herausforderungen angehen, können wir Stärken ausspielen. Wir sind keine Technokraten und Bürokraten. Wir nehmen die Bevölkerung in den Ländern ernst, wo wir tätig sind. Wichtiger Teil der Swissness ist die Vorliebe für überschaubare Lösungen und das Handeln auf der Grundlage von Werten. Mehrere Artikel in dieser Ausgabe von *Eine Welt* sind Zeugnis davon.

Swissness ist nicht nur in den Programmen und Projekten der bilateralen Zusammenarbeit wichtig, sondern auch für

die Arbeit innerhalb und mit internationalen Organisationen. Was wir tun und erreichen, soll sichtbar sein – für die Not leidenden Menschen in aller Welt ebenso wie für die Bürgerinnen und Bürger in der Schweiz. Aber was wir tun, tun wir nicht der Sichtbarkeit wegen. Swissness ist kein Public Relations Dreh. Nur wer mit seinen Leistungen Nachhaltiges schafft, wird auf Dauer überzeugen. Werbematerial und oberflächliche Eigenwerbung nützen nichts. Schliesslich ist der bescheidene Auftritt gerade ein Markenzeichen der Schweiz – auch in der internationalen Zusammenarbeit.

Swissness bedeutet nicht Alleingang. Koordination, das gute Abstimmen auf die Verhältnisse vor Ort und die Absichten anderer Geberstaaten und internationaler Organisationen gehört seit langem zu den Stärken der internationalen Zusammenarbeit der Schweiz. Sie werden auch für die zukünftige Arbeit zentral sein.

In den kommenden Jahren wird es noch wichtiger werden, sensibel auf die Verhältnisse in anderen Kulturkreisen einzugehen und in den Ländern, wo wir tätig sind. Dazu haben wir – gerade wegen unserer eigenen Geschichte und Erfahrung – besonders gute Voraussetzungen. Auch diese Stärke ist Teil der Swissness.

Vielleicht ist es Ihnen, liebe Leserin, lieber Leser, bereits auf der Titelseite dieser Ausgabe aufgefallen: Wir haben das Gesicht von *Eine Welt* sanft verändert, und dies zieht sich durch das ganze Heft hindurch. Wir frischen aber nicht nur unser Layout auf, sondern möchten auch inhaltlich mit einer noch breiteren Themenvielfalt und noch spannenderen Ansätzen Akzente setzen. Wir freuen uns auf Ihr Echo und wünschen Ihnen eine anregende Lektüre.

Martin Dahinden
Direktor der DEZA

World Agroforestry Centre/Charles Pie-Smith



Afrikanische Schokoladenbeeren

(gn) Süsse Buschmangos und wild wachsende afrikanische Pflaumen waren seit je Leckerbissen und Vitaminspender, die von der lokalen Bevölkerung gesammelt und als Ergänzung des Speisezettels geschätzt wurden. Roger Leakey, ehemaliger Forschungsleiter des Globalen Zentrums für Feldwaldwirtschaft (ICRAF), spricht in diesem Zusammenhang von «Aschenputtel-Pflanzen», die eine wichtige Rolle für die lokale Entwicklung spielen können. Zusammen mit verschiedenen Partnerorganisationen startete er 1998 in Kamerun und Nigeria ein Programm zur Züchtung lokaler Obstsorten, das innert kürzester Zeit beachtliche Erfolge verbuchen konnte: Heute betreiben allein in Kamerun mehrere hundert Bauernfamilien eigene Baumschulen. Die neuen Zuchtlinien und Obstkulturen verbessern nicht nur die Nahrungssicherheit der Bevölkerung, sondern auch deren Einkommen. Das Potenzial ist längst nicht ausgeschöpft: Rund 24 Fruchtsorten aus dem afrikanischen Busch könnten in den kommenden Jahren weiter domestiziert und zur Marktreife gebracht werden. Dazu gehören verschiedene Pflaumensorten, «Schokoladenbeeren» oder die Früchte des Elefantenbaums. www.worldagroforestry.org

Ergiebiger arabischer Gummibaum

(jls) In der Region Nara im Norden von Mali überleben die Menschen mehr schlecht als recht auf völlig heruntergewirtschafteten Böden. Jetzt setzen die Bewohner von vier Dörfern grosse Hoffnung in den Arabischen Gummibaum (*Acacia senegal*). Im Rahmen eines Entwicklungsprojekts wollen sie bis 2012 zusammen mit einem Forschungsinstitut, einer Agrofirma und den Ortsgemeinden 6000 Hektaren damit bepflanzen. Der Baum passt sich dem Sahelklima gut an, reichert die Böden an und nimmt CO₂ auf, das ein

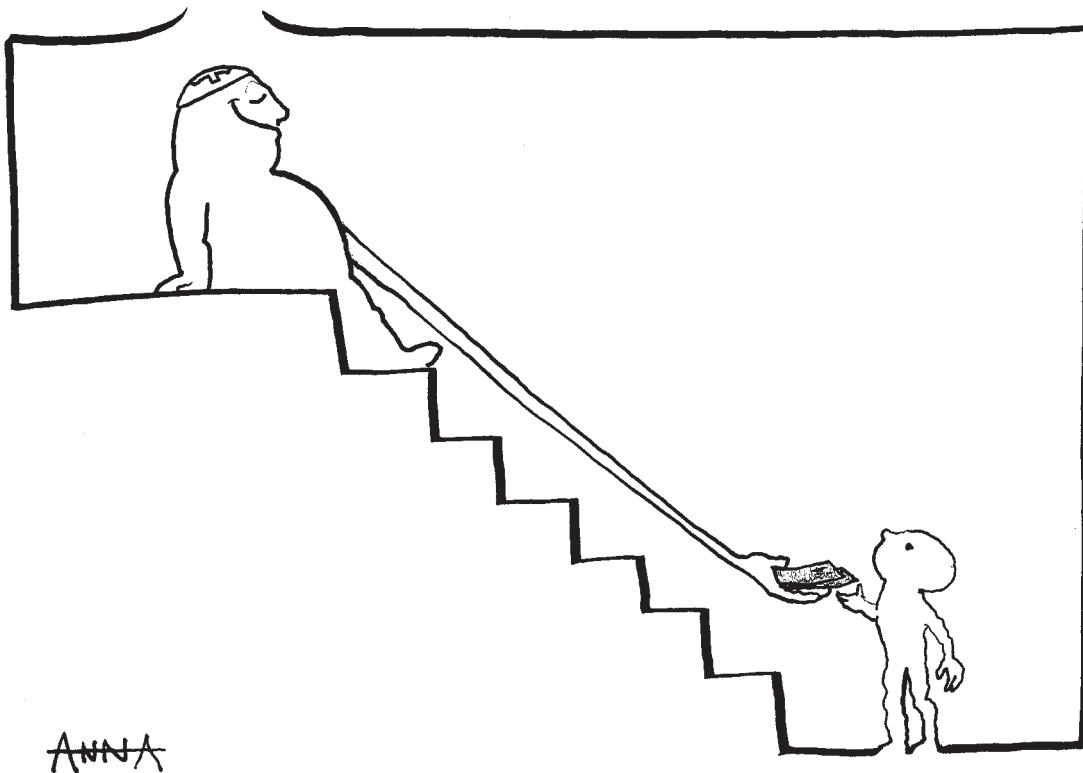
wichtiges Treibhausgas und natürlicher Bestandteil der Luft ist. Das Projekt möchte Unternehmen des Nordens, die ihre Emissionsquoten für Treibhausgase nicht einhalten können, CO₂-Kredite verkaufen. Ein weiterer Vorteil: Sobald die Akazien ausgewachsen sind, werden sie Gummiarabikum für den Export produzieren. Doch das Projekt hat das Leben der Dorfbewohner bereits heute verändert: Der Unterhalt der Baumschulen hat Arbeitsplätze geschaffen und die Familien sind nicht mehr dazu gezwungen, zeitweise fern der Heimat ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

Mehr Forscherinnen

(bf) In den Entwicklungsländern stieg die Zahl der Wissenschaftler zwischen 2002 und 2007 von 1,8 Millionen auf 2,7 Millionen rasant an. Gemäss dem Unesco-Institut für Statistik (UIS) in Montreal, welches die Eckdaten der Wissenschaft weltweit erfasst, geht der Zuwachs grösstenteils auf das Konto Chinas. Jeder fünfte Wissenschaftler weltweit ist ein Chinese. Das Wachstum der Wissenschaft in Entwicklungs- und Schwellenländern wirkt sich auch auf den weltweiten Frauenanteil in der Wissenschaft von 29 Prozent aus. In Afrika liegt der Frauenanteil bei 33 Prozent, am höchsten ist er mit 46 Prozent in Südamerika und mit 50 Prozent in Zentralasien. In Europa haben nur fünf Länder Geschlechterparität: Mazedonien, Lettland, Litauen, Moldawien und Serbien. Die EU, die USA und Japan bestreiten zusammen 70 Prozent der weltweiten Forschungs- und Entwicklungsausgaben. Die Privatwirtschaft trägt in diesen Ländern über 50 Prozent der Ausgaben, während in den Entwicklungsländern der Anteil



Paul Hahn/laif



des privaten Sektors deutlich geringer ist.

www.uis.unesco.org

Lokal produziert und erst noch viel günstiger

(gn) Flussblindheit, Hakenwurmbefall oder Cholera treffen vor allem die Ärmsten. Weil das Interesse der Pharmaindustrie auf die reiche Kundschaft im Norden zielt, waren von den 1556 Medikamenten, die zwischen 1975 und 2004 zugelassen wurden, nur gerade 21 für die Bekämpfung von Tropenkrankheiten bestimmt. Nun haben kleine Firmen im Süden damit angefangen, eigene Medikamente zu entwickeln: Von 62 Neuentwicklungen sind 28 bereits auf dem Markt, darunter eine Impfung gegen Cholera. Viele dieser Mittel stehen momentan nur lokal zur Verfügung, könnten aber exportiert werden. «Das ist eine neue Goldader, die noch nicht voll ausgeschöpft wird», sagt Peter Singer, Ko-Autor einer Studie über Inno-

vationen im Gesundheitssektor. Der Vorteil der lokal produzierten Medikamente: Sie sind den örtlichen Gegebenheiten angepasst und für die Bevölkerung erschwinglich. Singer zitiert das Beispiel einer in Indien entwickelten Impfung gegen Hepatitis B, die pro Einheit rund 28 Cents kostet – das vergleichbare Produkt eines westlichen Pharmaunternehmens kostet 25 Dollar. www.mrcglobal.org

Geschützter Wildkaffeewald

(bf) Die äthiopische Regierung will zusammen mit der Unesco und weiteren Partnern die letzten natürlichen Wildkaffeewälder im Südwesten des Landes schützen. Die Bergwälder in der Region Kafa gelten als unermessliche genetische Ressource, denn sie sind der Ursprung und das Zentrum der Vielfalt von Arabica-Kaffee (*Coffea arabica*), für den dort rund 5000 verschiedene Varianten nachgewiesen werden. Die Wälder wurden in den vergangenen Jahren



Sven Torfinn/Paros/Strates

schrittweise durch Umwandlung in Ackerflächen und Kaffee-Plantagen zerstört und ihre Gesamtfläche so zwischen 1988 und 2008 um fast 43 Prozent reduziert. Nun sollen 700 Hektar Naturwald- und Kulturlächen mit einheimischen Wild- und Nutzpflanzen wiederaufgeforstet werden. Darüber hinaus soll die Nutzung von 10000 Hektar Wald nach dem Konzept der

nachhaltigen Waldbewirtschaftung gemeinsam mit den Menschen im Biosphärenreservat erarbeitet und gelenkt werden. Das Vorhaben sichert nicht nur den Erhalt der biologischen Vielfalt in der Region, es soll auch der lokalen Bevölkerung zu einem deutlich besseren Lebensstandard verhelfen. www.nabu.de



Swissness

Typisch, einzigartig und fokussiert in die Zukunft

Das Rating der Marke Schweiz erreicht weltweit Spitzenwerte – trotz Holocaustgeldern, Bankenkrise und Minarettinitiative. Immer noch verbindet man das Stichwort Schweiz mit Präzision, hoher Qualität und politischer Stabilität. Nun fordert DEZA-Direktor Martin Dahinden «mehr Swissness» in der Entwicklungszusammenarbeit. Und lanciert damit eine Debatte um die künftige Ausrichtung des Schweizer Engagements im Ausland. Von Gabriela Neuhaus.



Paul Hahn/laf



Christoph Bangerter/laf



Francisco Zizola/NOOR/laf



Neyan Sharkeya 2009/Redux/laf

Hinstehen, helfen und Flagge zeigen: Genau wie die Schweiz und die Uno nach dem Erdbeben in Haiti (links) Anfang Jahres zeigen auch andere Länder und Hilfsorganisationen bei ihren Einsätzen, wer sie sind und woher sie kommen

Zerstörung, Elend und Not nach dem Erdbeben in Haiti – und die Suchhunde aus der Schweiz bleiben zu Hause. Das löste in der Schweizer Öffentlichkeit im Januar 2010 einen Sturm der Empörung aus: Während Jahren war für sie die Rettungskette, vorab bei Erdbeben, das Symbol der Schweizer Hilfe. Sie verkörperte schlechthin das, was man unter Swissness verstehen könnte: Ein professionelles Team von Spezialisten, die schnell vor Ort sind, wenn man sie braucht. Schweizerinnen und Schweizer, die effizient und zuverlässig Hilfe bringen.

«Nach dem Erdbeben in Haiti mussten wir viel Überzeugungsarbeit leisten und zeigen, dass die Humanitäre Hilfe der Schweiz in diesem Fall mit der Entsendung von Ärzteteams und Wasserspezialisten mehr bewirken konnte», sagt Toni Frisch. «Es ist die grösste Soforthilfeaktion der Humanitären Hilfe und des Katastrophenhilfekorps seit Bestehen.» Wie stets in solchen Fällen, kommuni-

zierte der Leiter der Humanitären Hilfe des Bundes, den Schweizer Einsatz aus Überzeugung sehr offensiv: «Die Schweiz hat die Tendenz, ihr Licht unter den Scheffel zu stellen – das ist falsch: Wir müssen mehr Flagge zeigen, auch in der Entwicklungszusammenarbeit. Sowohl gegenüber der Schweizer Öffentlichkeit, die uns finanziert, wie auch gegenüber den Partnerländern und den anderen Entwicklungsagenturen.»

Schweiz baut auf direkte Kontakte

Mit diesem Credo liegt Toni Frisch auf der Linie von DEZA-Direktor Martin Dahinden, der erreichen will, dass die Handschrift der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit künftig deutlicher sichtbar wird. Seine Forderung, die er unter das Motto «mehr Swissness» stellt, wirft aber auch Fragen auf, schürt Befürchtungen: Was bedeutet das Label Swissness im Kontext der Armutsbekämpfung? Was bringt es, und wem?



Die Schweiz fördert seit langem die ländliche Entwicklung auf vielfältige Art und Weise – Ouahigouya, Hauptort der Nordregion von Burkina Faso dankt es ihr, indem die Zufahrtsstrasse prominent ausgeschildert ist

Visitenkarte Landwirtschaft

Zu den Visitenkarten der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit gehört das Engagement für die kleinbäuerliche Landwirtschaft. Dabei werden innovative Ansätze immer wieder zu Modellen entwickelt, deren Wirkung weit über das ursprüngliche Projekt hinaus reicht.

Ein solches Beispiel ist die Einführung von Blechsilos zur Lagerung der Ernte. Initiiert wurde das Projekt «Postcosecha» 1980 in Honduras: DEZA-Experten versuchten, gemeinsam mit lokalen Partnern, die Nachernteverluste bei Kleinbauern zu eliminieren. Anfänglich mit wenig Erfolg. Erst die Einführung von Metallsilos, kombiniert mit einer präzisen Anleitung für die Herstellung der Behälter sowie der Weiterbildung von Bäuerinnen und Bauern, führte zum Durchbruch. Bald wurde die Methode auf weitere Länder Lateinamerikas übertragen. Künftig könnte sie noch weitere Verbreitung finden: Das internationale Getreideinstitut CIMMYT lancierte, mit Unterstützung der DEZA, in verschiedenen Ländern Afrikas Pilotprojekte.
www.postcosecha.net

«Die Schweiz muss sich als Partnerin noch stärker inhaltlich in die Entwicklungszusammenarbeit einbringen», begründet Martin Dahinden seinen Vorstoss. «Ich bin extrem skeptisch gegenüber einem Entwicklungsengagement, das nur noch anonym Finanzen transferiert. Gute Entwicklungszusammenarbeit baut auf Beziehungen zwischen Ländern und Menschen, auf direkte Kontakte.» In den letzten Jahren habe sich die DEZA manchmal zunehmend wie eine Stiftung verhalten, die bloss noch Projekte finanziere, ohne sie aktiv mitzugestalten. «Meiner Ansicht nach ist das der falsche Weg», sagt Martin Dahinden. Mit der Forderung nach mehr Swissness will er eine Richtungsänderung bewirken, die auch in der neuen Südbotschaft von 2013 verankert werden soll. Handlungsbedarf, so Dahinden, gebe es auf zwei Ebenen: Es brauche eine Stärkung des «typischen Schweizer Ansatzes» bei der Zusammenarbeit mit den Partnern, sowie eine Beschränkung auf Themen, in welchen die Schweiz über komparative Vorteile verfüge.

Schweizer Themen mit Potenzial

Bereits in der Vergangenheit wurde die Themenvielfalt bei der DEZA, wie auch bei anderen Entwicklungsagenturen, stark eingeschränkt, um die Kräfte zu kanalisieren und dadurch bessere Wirkung zu erzielen. Diese Konzentration will Martin Dahinden nun weiter vorantreiben: Künftig soll die DEZA auf Themen fokussieren, in denen die Schweiz «Hervorragendes» leistet und leisten kann. «Die Schweiz ist das Wasserschloss Europas – wir haben grosses Know-how in der Wasserbewirtschaftung und -nutzung, die Eidgenössische Anstalt für Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Gewässerschutz Eawag gehört zu den global führenden Forschungsinstitutionen auf diesem Gebiet, und mit Nestlé hat ein Konzern seinen Hauptsitz in der Schweiz, der weltweit in Wasser investiert.

Und die DEZA selber verfügt über jahrzehntelange Erfahrungen und eine beeindruckende Erfolgsgeschichte.» Dies seien gute Voraussetzungen, um beim Thema Wasser künftig international auch als kleine Geberin eine grosse Rolle zu spielen. Ähnliches Potenzial sieht Dahinden in den Bereichen Gesundheit, Berufsbildung oder Mikrofinanzen. Trotz der unbestrittenen Vorteile, die eine Beschränkung auf ausgewählte Bereiche hat, gibt es auch Nachteile und Gefahren: «Bei starker Spezialisierung werden Entwicklungsagenturen vermehrt versuchen, ihre Eigeninteressen ins Zentrum zu stellen und den Partnern zu verkaufen, was sie im Angebot haben», befürchtet Helvetas-Geschäftsleiter Melchior Lengsfeld.

Anton Stadler, Leiter der Sektion Analyse und Politik bei der DEZA, stellt eine Entwicklungszusammenarbeit, die auf Spezialitäten der Geberländer baut, grundsätzlich in Frage: «Entwicklung muss nach dem Wunsch und Willen der Gesellschaft eines Entwicklungslandes in Zusammenarbeit mit einer gut organisierten Gemeinschaft gestaltet werden. Sie kann nicht das Resultat der komparativen Vorteile von zufällig in einem Land anwesenden Gebern sein», schreibt er in seinem Positionspapier zu Swissness und Visibilität in der Entwicklungszusammenarbeit.

Mut und Zuverlässigkeit

Ähnlich argumentiert auch Michèle Laubscher, Sachbearbeiterin von Alliance Sud, die der Beschränkung auf ein profiliertes Themenangebot durchaus positive Seiten abgewinnen kann: «Problematisch wird es aber, wenn sich dieses Angebot nicht mit den Bedürfnissen in den Schwerpunktländern deckt.» Zudem befürchtet sie, dass bei einer von der Schweiz gesteuerten Fixierung auf einige wenige Themen «der Blick aufs Ganze» verloren geht.

In seiner Heimat, sagt der Malier Mamadou Goïta, sei die Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz auch deshalb einzigartig, weil man flexibel auf die sozialen Erfordernisse – u.a. bei der Schulbildung – eingegangen sei



Sven Tofm/laf

Will man den «typischen Schweizer Ansatz» stärken, stellt sich als erstes die Frage, ob es diesen überhaupt gibt, wie er von den Partnern wahrgenommen und ob er von ihnen geschätzt wird. Umfragen zeigen, dass dem sehr wohl so ist – wobei typisch nicht mit einzigartig verwechselt werden darf. Stichworte, die im Zusammenhang mit der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit genannt werden, sind Verlässlichkeit, Partnernähe, Innovationsfreude und Flexibilität.

Für sein Buch «Swissness made in India» fragte der Schweizer Entwicklungsexperte Richard Gerster in Indien nach und kommt zum Schluss, dass vor allem die Art und Weise der Zusammenarbeit wahrgenommen werde: «Swissness heisst, den Partner im Zentrum zu haben, dessen personelle und institutionelle Kapazitäten fördern, ihm den Vortritt lassen und selbst auf dem Rücksitz Platz nehmen.» Ähnlich äussert sich Mamadou Goïta, Exekutivdirektor des Instituts für Forschung und Förderung von alternativer Entwicklung IRPAD: «Die Schweiz erreichte in Mali mehr als andere, weil wir die Projekte gemeinsam entwickelt haben und dabei Schritt für Schritt vorgegangen sind. Dadurch konnte jeweils flexibel auf die sozialen Erfordernisse eingegangen werden.» Einzigartig sei auch, wie die Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz das Engagement auf Regierungsebene mit regionalen und lokalen Programmen verbunden habe. Allerdings benutzt Goïta die Vergangenheitsform, wenn er von den Besonderheiten der Partnerschaft mit der Schweiz spricht: «Heute unterscheidet sie sich immer weniger von den anderen: Die Bürokratie nimmt überhand, was der Kreativität abträglich ist. Der partnerschaftliche Austausch findet kaum noch statt, es gibt keinen Raum mehr

men.» Ähnlich äussert sich Mamadou Goïta, Exekutivdirektor des Instituts für Forschung und Förderung von alternativer Entwicklung IRPAD: «Die Schweiz erreichte in Mali mehr als andere, weil wir die Projekte gemeinsam entwickelt haben und dabei Schritt für Schritt vorgegangen sind. Dadurch konnte jeweils flexibel auf die sozialen Erfordernisse eingegangen werden.» Einzigartig sei auch, wie die Entwicklungszusammenarbeit der Schweiz das Engagement auf Regierungsebene mit regionalen und lokalen Programmen verbunden habe. Allerdings benutzt Goïta die Vergangenheitsform, wenn er von den Besonderheiten der Partnerschaft mit der Schweiz spricht: «Heute unterscheidet sie sich immer weniger von den anderen: Die Bürokratie nimmt überhand, was der Kreativität abträglich ist. Der partnerschaftliche Austausch findet kaum noch statt, es gibt keinen Raum mehr

Dezentralisierung

«Dezentralisierung ist ein grossartiger Katalysator», sagt Helvetas-Geschäftsführer Melchior Lengsfeld. «In Mali wurde mit der Schaffung von 700 neuen Gemeinden in vier Jahren gleich viel ländliche Infrastruktur erstellt, wie zuvor in 40 Jahren zentralistischer Regierung.» Dezentralisierung ist seit den 1990er-Jahren ein wichtiges Thema der Entwicklungszusammenarbeit. Die Schweiz engagiert sich in diesem Bereich in verschiedenen Partnerländern und baut dabei vor allem auf die Stärkung von gewachsenen lokalen Strukturen. «Dass wir von der Bedeutung lokaler Gemeinderäte überzeugt sind, ist typisch schweizerisch», meint Melchior Lengsfeld, der das Helvetas-Programm in Mali während dreier Jahre geleitet hat. Dort gehört heute, nebst Wasserversorgung und Gesundheitswesen, auch die Grundbildung in den Aufgabenbereich der Gemeinden. Dies ermöglicht eine Verbesserung des Bildungssystems «von unten her». Die innovativen Ansätze für lokal angepasste Grundschulen sollen nun mit Unterstützung der DEZA auf staatlicher Ebene verankert werden.



Gesundheit (oben Malariaprävention in Burkina Faso) und Berufsbildung (rechts in Bangladesch) sind zwei der Themen, auf die sich die Schweiz fokussiert

für Experimente bei der Entwicklung neuer Instrumente.»

Vielfältige Partnerschaften

«Eine zentrale Stärke der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit ist, dass sie als weitgehend interessensfrei wahrgenommen wird», schätzt Melchior Lengsfeld. Die Schweiz als kleines Land ohne geopolitische Ambitionen und mit wenig wirtschaftlichem Gewicht, baute ihre Entwicklungshilfe von Anfang an vor allem auf Solidarität mit der lokalen Bevölkerung.

Eine weitere Besonderheit, die immer wieder genannt wird, ist die breite Verankerung von Schweizer Programmen und Projekten: «Das Bewusstsein, dass es alle braucht, ist für mich typisch schweizerisch», sagt zum Beispiel Michèle Laubscher. «Sowohl die staatlichen Agenturen DEZA und SECO, wie auch die Schweizer NGOs haben einen ausgeprägten Multistakeholder-Ansatz: Sie arbeiten

auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Partnern wie Basisbewegungen, Gemeinschaften, Gemeinden und Regierungen, aber auch mit Privatunternehmen zusammen.»

Vor allem in den Schwerpunktländern, wo sich die Schweiz über Jahre engagiert, hat sich eine pragmatische Zusammenarbeit mit effizienter Arbeitsteilung entwickelt, die im Sinn des Labels *Swissness* weiter genutzt werden könnte: Während die Schweizer NGOs in erster Linie auf die Unterstützung ihrer lokalen Partnerorganisationen fokussieren, engagieren sich DEZA und SECO auf institutioneller Ebene und unterstützen Verwaltungen und Regierung zum Beispiel beim Aufbau von Institutionen oder der Formulierung von Gesetzgebungen. Erst die Verbindung der verschiedenen Ebenen, zusammen mit der Vernetzung von einstigen Einzelprojekten zu ganzen Programmen, ermöglicht nachhaltige Entwicklung.

«In den letzten 40 Jahren hat sich die DEZA von

«Entscheidend ist, was wir bewegen – und nicht nur, wie viel wir zahlen.»
DEZA-Direktor Martin Dahinden

kleinen Projekten wie dem Bau von Schulen oder Käsereien weg bewegt. Heute unterstützt sie die Ausbildung von Lehr- oder Spitalpersonal, berät Ministerien und Gemeinden beim Umgang mit Budgets und beim Aufbau von Infrastrukturen. In Zukunft wird es wichtig sein, die Rahmenbedingungen für die Zivilgesellschaft in den Partnerländern zu verbessern, um die Nachhaltigkeit von unten her zu sichern», fasst Michèle Laubscher die Entwicklung der Entwicklungszusammenarbeit zusammen.

Ein wichtiges Instrument im Bereich der Ausbildungsarbeit auf Staatsebene (Capacity Building) ist die Budget- oder Sektorhilfe, bei der die Geber ihre Mittel direkt in das Staatsbudget einschiessen. Die Partnerregierung führt mit den Gebern einen regelmässigen Dialog, um die Zielsetzungen und Strategien zu diskutieren. Die Schweiz beteiligt sich zum Beispiel in Tansania, Burkina Faso, Mosambik oder Ghana an solchen Budgetfinanzierungen. «Damit kann die DEZA ihre Erfahrungen aus dem Feld direkt in den Politikdialog auf höchster Ebene einfließen lassen», sagt Richard Gerster, der im Auftrag des SECO das Schweizer Engagement in der Budgethilfe untersucht hat. «Dieser Kombination von Feld- und Budgethilfe verdanken wir unsere Reputation und können im Dialog oft weit mehr bewirken, als unserem – international gesehen – bescheidenen finanziellen Beitrag entspricht.»

Globale Herausforderungen

Im Zusammenhang mit der Diskussion um Visibilität und Swissness stellt sich auch die Frage, welche Rolle die Entwicklungszusammenarbeit in der politischen Agenda der Schweiz spielen soll. Ist sie ein Solidaritätsbeitrag, der sich an den Bedürfnissen der Armen orientiert, oder dient sie vor allem den Eigeninteressen der Schweiz?

Dieser Entscheid liegt in den Händen der Politiker, nicht der DEZA. «Wir sind ein Teil der Schweizer Aussenpolitik», sagt Martin Dahinden, «was wir leisten, soll gezeigt und deklariert werden. Was aber nicht sein darf: Dass wir unsere Aktivitäten primär darauf ausrichten, Visibilität zu erzeugen. Oder dass damit andere Ziele als die Armutsbekämpfung verfolgt werden. Da würde ich die Bremse ziehen.» Entwicklungszusammenarbeit könne aber einen Beitrag zur Lösung globaler Probleme leisten, deshalb müsse sie vermehrt mit anderen Politikbereichen vernetzt werden. Als Beispiele nennt Martin Dahinden Klimawandel und Migration: «Zwischen Entwicklung und Migration besteht ein enger Zusammenhang. Deshalb müssen wir uns mit dem Thema befassen, auch wenn viele auf unserer Direktion mit der Schwei-



G.M.B. Avasah/Panos/Strates

zer Asylpolitik nicht einverstanden sind.» Dabei besteht aber die Gefahr, dass Entwicklungsgelder für restriktive Massnahmen gegen Flüchtling missbraucht werden.

Dass dem nicht so sein muss und Entwicklungsagenturen durchaus einen konstruktiven Beitrag zur Migrationsfrage leisten können, skizziert Michèle Laubscher anhand eines Beispiels: «Die DEZA könnte Handwerkern oder Krankenpflegerinnen aus Schwerpunktländern ermöglichen, während einer gewissen Zeit in der Schweiz zu arbeiten. In dieser Zeit bilden sie sich in ihrem Beruf weiter und können diese Erfahrungen nach ihrer Rückkehr einsetzen. Sie verdienen Geld, das in ihre Heimat zurückfliesst und es entstehen gegenseitige menschliche Beziehungen.» Eine Projektidee mit Potenzial zur Swissness: Innovativ, partnerschaftlich und effizient. ■

«Flaggen sind überholt»

Spezialisierung bei den Gebern ist erwünscht, Flagge zeigen veraltet. Dies sagt Eckhard Deutscher, Leiter des OECD-Entwicklungsausschusses im Gespräch mit Gabriela Neuhaus. Der Schweiz attestiert er ein gutes Zeugnis in der Entwicklungszusammenarbeit – mit Verbesserungspotenzial.



Eckhard Deutscher ist seit 2008 Vorsitzender des OECD-Entwicklungsausschusses DAC. In dieser Funktion leitete er die jüngste Evaluation (Peer Review) zur Schweizer Entwicklungszusammenarbeit. Der 1949 in Hessen geborene Deutscher promovierte in Frankfurt am Main in Sozialwissenschaften, Philosophie und Entwicklungszusammenarbeit und lehrte an Universitäten in Deutschland, Mexiko und Peru. Während fünf Jahren war er für die Friedrich-Ebert-Stiftung in Costa Rica tätig, von 1991 bis 2000 war er Direktor der Deutschen Stiftung für Internationale Entwicklung (heute Inwent) in Bonn und von 2002 bis 2006 Exekutivdirektor bei der Weltbank in Washington.

Eine Welt: Entwicklungszusammenarbeit unter dem Label Swissness – wie kommt das bei der internationalen Gemeinschaft an?

Eckhard Deutscher: Die Schweiz muss ihre Entwicklungszusammenarbeit gegenüber der Öffentlichkeit und dem Parlament verkaufen. Meiner Ansicht nach ist das Ganze eine interne Kommunikationsdebatte, bei der es darum geht, wie man sich profilieren und Entwicklungspolitik kommunizieren kann. Solche Bestrebungen gibt es auch in anderen Geberländern.

Was für einen Sinn haben solche nationalistischen Label in einer zunehmend globalisierten Welt, die globale Problemlösungen erfordert?

Es geht nicht darum, eine Marke zu finden oder zu verteidigen. Vielmehr stellt sich die Frage, was als Besonderheit, als «added value» von den einzelnen Ländern beigetragen werden kann. Die Mitglieder der EU zum Beispiel spezialisieren sich auf einzelne Sektoren, um zu verhindern, dass jeder alles macht. Die USA beschränken sich in ihrer Entwicklungszusammenarbeit auf die Themen Gesundheit, Nahrungssicherheit, Landwirtschaft, Handel und Gouvernanz. Ich finde diese Tendenz, Prioritäten zu setzen und Spezialitäten zu entwickeln, gut. Wir können nicht alle alles machen, wir müssen zu einer Arbeitsteilung kommen. Und da muss jeder Geber schauen, welche Erfahrungen er einbringen und wo er besondere Beiträge leisten kann.

Wie sehen Sie dabei die Rolle der Schweiz?

Die Vorteile der Schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit liegen vor allem in deren Arbeitsweise. Wir haben diese Stärken in der letzten Peer Review benannt: Nähe zu den Partnern, Flexibilität vor Ort, Vorausschbarkeit der Entwicklungsinvestitionen. Zudem ist die Schweiz mit ihren vielen Pilotversuchen innovationsfreudig, ihre Humanitäre Hilfe ist gut in die langfristige Entwicklungszusammenarbeit integriert und sie hat ein grosses Know-how in der Risikoprävention, das in die Programme einfließt. Wenn man es nötig hat, dies als Swissness zu verkaufen, ist das ok.

Eng verknüpft mit den Bestrebungen zur Profilierung ist der Ruf nach vermehrter «Visibilität» der eigenen Leistung. Was bringt dies der Entwicklungszusammenarbeit?

Das Problem ist, dass die globale Entwicklungszusammenarbeit zu einem Business geworden ist. Alle stehen in einem Wettbewerb und sind auch daran interessiert, ein Konkurrenzverhalten aufzubauen. Das ist äusserst zwiespältig: Einerseits kann ich verstehen, dass man hier Länderpflege macht und die ganzen Autos und Projekte mit Labels versehen will. Der frühere deutsche Aussenminister zum Beispiel wollte immer die deutsche Fahne auf den deutschen Projekten. Ich halte dies für veraltet. Wir haben es hier mit entwicklungspolitischen Investitionen zu tun, die in den Partnerländern Veränderungen bewirken sollen. Ob diese Investitionen aus der Schweiz, aus Italien oder aus Skandinavien





Mark Henley/Paros/Stratos

en kommen, ist für die Partner im Süden kaum von Bedeutung.

Sie erachten eine inhaltliche Spezialisierung der einzelnen Entwicklungsagenturen als sinnvoll. In welche Richtung könnte oder müsste eine weitere Profilierung der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit zielen?

Wichtig ist, dass die Schweiz nach Nischen sucht. Sehr viel Bedarf gibt es im Bereich des «Capacity Building»: Wir können nicht immer nur an die Gute Regierungsführung der Staaten appellieren, wir müssen auch zeigen, wie man transparente Systeme und politische Institutionen aufbaut. Dies ist ein relativ überschaubarer Bereich, in dem weiteres Engagement dringend notwendig ist und wo die Schweiz auf bereits gemachte Erfahrungen aufbauen könnte.

«Entwicklungszusammenarbeit ist keine Charity.»

Wo sehen Sie Schwächen der Schweizer Entwicklungspolitik – quasi «Swissness» im negativen Sinn – respektive Verbesserungspotenzial?

«Die Schweiz wird im Ausland reich.» Diesen Spruch habe ich kürzlich im Landesmuseum in

Zürich gelesen. Und ich fragte mich, ob in diese Richtung nicht mehr getan werden könnte. Die Schweiz müsste doch ein hohes Interesse daran haben, über die Entwicklungszusammenarbeit indirekt eine globale Markterschliessung zu bewerkstelligen. Es wäre überlegenswert, wie weit die Privatwirtschaft – zum Beispiel die Pharmaindustrie – auch konzeptionell mit den Schweizer Entwicklungsagenturen zusammenarbeiten könnte. Ich glaube, die Politik nutzt das Instrument ‚Entwicklungszusammenarbeit‘ nicht genügend für die Wahrnehmung der globalen Wirtschaftsinteressen der Schweiz.

Darf Entwicklungszusammenarbeit so instrumentalisiert werden? Schliesslich geht es primär um eine Verbesserung der Lebensbedingungen für die Ärmsten und nicht um eine Wirtschaftsoptimierung für eines der reichsten Länder der Welt.

Entwicklungszusammenarbeit ist keine Charity. Heute geht es längst nicht mehr um Hilfe, sondern um die wohlverstandenen eigenen Interessen, die man wahrnimmt, indem in Entwicklungsprojekte investiert wird. Das sind Investitionen in die Zukunft, um die Globalisierung zu gestalten. Dabei spielt die Entwicklungspolitik eine wichtige Rolle und kann durchaus selbstbewusst auftreten. Im Gegensatz zu anderen Politiken, etwa der Handelspolitik, die bloss reguliert, leistet sie Präventionsarbeit: Mit ihren Investitionen in arme Länder mindert sie die Armut und tritt damit z.B. der Migration entgegen, oder dem Klimawandel. ■

Die Entwicklungszusammenarbeit ist zu einem Business mit entsprechendem Konkurrenzverhalten wie beispielsweise im Kongo (linke Seite) geworden – die Schweiz könnte sich dabei, so Eckhard Deutscher, mit einer engeren Zusammenarbeit mit international tätigen Unternehmen mehr profilieren

DAC-Bericht

Im jüngsten Evaluationsbericht des DAC, der im November 2009 vorgestellt wurde, gibt es neben viel Lob für die gute Qualität der Schweizer Entwicklungszusammenarbeit auch Kritikpunkte: Mit knapp 2,2 Milliarden Franken jährlich entspricht der Anteil der öffentlichen Entwicklungshilfe der Schweiz aktuell nur gerade 0,42 Prozent des Bruttonationaleinkommens und liegt damit unter dem Schnitt von 0,47 Prozent der OECD-Mitgliedstaaten. Der DAC empfiehlt dringend eine kurzfristige Steigerung auf 0,5 Prozent und eine längerfristige Erhöhung auf das von der UNO gesetzte Ziel von 0,7 Prozent. Weitere Kritikpunkte des DAC-Berichts waren mangelnde Kohärenz in der Schweizer Entwicklungspolitik sowie ungenügende Kommunikation. www.deza.admin.ch (Suche: DAC Peer Review 2009)



Paul Helm/lat

Über Hängebrücken zur Friedensförderung

Ende der 1950er-Jahre schickte die Schweiz landwirtschaftliche Experten nach Nepal, um Käsereien zu bauen. Seither haben sich die Methoden der Entwicklungszusammenarbeit stark verändert und damit auch der schweizerische Ansatz: Heute engagiert sich die Schweiz gegen wirtschaftliche und soziale Diskriminierung, im Politikdialog und auf diplomatischer Ebene.

(gn) Drei Wochen lang war Elisabeth von Capeller im Februar in Zentralnepal unterwegs. Die Leiterin des schweizerischen Kooperationsbüros in Nepal prüfte zusammen mit ihrem Team und den Partnern vor Ort, ob die gewünschten Resultate erreicht werden, ob sich unerwartete Entwicklungen abzeichnen und wie die Arbeit weiter optimiert werden könnte.

«Ich reise oft in die Distrikte und diskutiere mit den Menschen vor Ort. Wir analysieren die Situation und passen die Projekte dem jeweiligen Kontext an, da sich Nepal immer noch in einem Konflikt befindet», sagt Elisabeth von Capeller. «Diese Feldnähe ist wichtig, denn nur wenn wir das Umfeld kennen, können wir gute Resultate erzielen und die Erfahrungen auch in den Policy Dialog einspeisen.»

Lieber kompetent als überall dabei

Das Bewusstsein für die vielfältigen Wechselwirkungen zwischen Entwicklungsprojekten, Politik und Gesellschaft wurde während der heiklen Phase des Bürgerkriegs geschärft, was zu einem neuen Ansatz der DEZA-Projekte in Nepal führte. Die Erkenntnis, dass der Konflikt sowohl soziale wie wirtschaftliche Wurzeln hat und man für die Sicherung des Friedens beide Dimensionen berücksichtigen muss, führte zur Fokussierung auf die so-

zial und wirtschaftlich diskriminierten Bevölkerungsgruppen.

«Die Schweiz hielt ihr Engagement in Nepal auch in schwierigen Zeiten aufrecht», antwortet der nepalische Konfliktforscher Bishnu Raj Upreti auf die Frage, ob sich das Engagement der Schweiz von anderen Gebern unterscheide. «Statt sich, wie viele andere, aus den Konfliktgebieten zurück zu ziehen, erweiterte sie ihre Instrumente und bezieht heute konflikt-sensitive Planung in ihr Projekt-Management mit ein.»

Budgetmässig kann die Schweiz als Geberin auch in Nepal nicht mit den Grossen mithalten. Ihre Stärken liegen, gemäss Bishnu Raj Upreti, in der Fokussierung auf bestimmte Themen: «Die Schweiz versucht nicht, sich überall einzumischen, sondern konzentriert ihr Engagement auf Bereiche, in denen sie kompetent ist. Zudem verfolgt sie als einzige Geberin einen ‚Ganzregierungsansatz‘: Schweizer Institutionen und Departemente arbeiten nach einem gemeinsamen Leitbild, was natürlich exzellent ist für die Erreichung der übergeordneten Ziele.»

Heute baut Nepal seine Brücken selber

Die ersten Schweizer Helfer trafen 1958 in Nepal ein: Käser, Viehzüchter und Architekten. Daraus entwickelte sich eine Vielzahl von Entwicklungs-



Der Bau von Hängebrücken illustriert exemplarisch die jahrzehntelange, erfolgreiche schweizerische Entwicklungszusammenarbeit mit Nepal – das dabei erlangte Vertrauen der Bevölkerung öffnet heute der Schweiz die Türen, um bei der Umsetzung des Friedensabkommens, u.a. durch Friedenstruppen, mitzuhelfen

projekten mit Schwerpunkten in den Bereichen Land- und Forstwirtschaft, Berufsbildung sowie Strassen- und Brückenbau. Die traditionell gute Zusammenarbeit zwischen den in Nepal tätigen Schweizer NGOs und der DEZA führte dazu, dass das Schweizer Engagement bei den nepalesischen Partnern in der Regel als Einheit wahrgenommen wird.

Schon früh wurde der Bau von Hängebrücken unterstützt, die abgelegene Dorfgemeinschaften miteinander verbinden und ihnen Zugang zu Handelsstrassen ermöglichen. Mitte der 1960er-Jahre begann die systematische Planung der Bauvorhaben, die 1972 im Hängebrückenprogramm gipfelte. Während anfänglich die technische Unterstützung beim Bau im Zentrum stand, gewannen Aspekte der dörflichen Entwicklung, des lokalen Handels sowie die Ausbildung von Handwerkern, Ingenieuren und Verwaltungsfachkräften mit der Zeit an Bedeutung.

Heute ist Nepal in der Lage, mit eigenem Know-how jährlich über 200 neue Fussgängerbrücken zu bauen. Die Verantwortung dafür hat die Regierung an die Dorf- und Bezirksbehörden delegiert. Die Schweiz beteiligt sich künftig, gemeinsam mit anderen Gebern, nur noch im Rahmen eines Fonds sowie mit technischer Beratung auf Regierungsebene an der Weiterentwicklung dieses Programms. «In den letzten 30 Jahren haben wir das Hängebrückenprogramm soweit entwickelt, dass wir es jetzt dem nepalischen Staat übergeben können. Auch das ist ein Stück Swissness», freut sich Elisabeth von Capeller.

Vermehrt diplomatisch aktiv

Mit der Verschärfung des Konflikts zwischen maoistischen Rebellen und der Regierung, rückten ab 1998 vermehrt auch Massnahmen zur Friedensförderung ins Zentrum des Engagements. Als die Situation im Frühjahr 2005 eskalierte, beschloss die UNO aufgrund einer Schweizer Initiative die Entsendung einer Menschenrechtskommission.

Aktive Unterstützung leistete die Schweiz zudem bei der Erarbeitung und Umsetzung des Friedensabkommens nach dem Sturz der Monarchie. «Unser langjähriges Engagement und die damit verbundenen Kenntnisse von Land und Leuten haben uns die Türen für die Zusammenarbeit mit politischen Interessensvertretern geöffnet und ein Engagement im Friedensprozess erst möglich gemacht», sagt Elisabeth von Capeller.

Logische Folge des vermehrten diplomatischen Engagements war die Eröffnung der Schweizer Botschaft im Sommer 2009. Auch in Zukunft will sich die Schweiz in Nepal sowohl auf politischer Ebene wie direkt im Feld für eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Ärmsten und für den Frieden engagieren. Auf die Frage, was seine Vision für die künftige Partnerschaft zwischen der Schweiz und Nepal sei, antwortet Bishnu Raj Upreti: «Nepal steht vor neuen Herausforderungen, Probleme in Zusammenhang mit Handelspolitik, Ernährungs-sicherung oder Migration können nicht mehr isoliert, auf Landesebene angeschaut werden, sie erfordern – auch von der DEZA – künftig einen regionalen Ansatz. Zudem wünschte ich mir vermehrt Investitionen in Wissenschaft und Forschung.» ■

Visibilität in Nepal

Seit der Gewalteskalation im Bürgerkrieg zieht eine Schweizer Fahne die Fahrzeuge, mit denen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Schweizer Projekten unterwegs sind. «Wir nutzen diese Visibilität, um unsere Leute zu schützen», sagt Elisabeth von Capeller. «Im Krieg war es wichtig, dass sowohl Maoisten wie Militäreinheiten uns sofort erkannten – angesichts der weiterhin angespannten Lage haben wir diese Kennzeichnung beibehalten. Im Weiteren informieren wir die Begünstigten mit Tafeln und öffentlichen Hearings über Projekte und Aktivitäten, wie viel Geld wohin fliesst und wer begünstigt ist. Dies ist eine Form von Visibilität, die Rechenschaft «nach unten» gibt.»

Die direkte Demokratie kann ethnische und sprachliche Fronten aufbrechen und damit zu Frieden und Stabilität beitragen – auch deshalb ist diese für Bosnien und Herzegowina interessant

Hollandse Hoogte / aif



Ein Mythos und seine Wirkung

Das politische System der Schweiz, für einige der Inbegriff von Swissness schlechthin, kann nicht 1:1 auf ein anderes Land übertragen werden. Doch die Auseinandersetzung mit den Stärken und Schwächen der direkten Demokratie kann Anstösse geben – zum Beispiel für die Verfassungsreform in Bosnien und Herzegowina.

Bosnien und Herzegowina und die Schweiz

Während des Krieges flohen viele Menschen aus Bosnien und Herzegowina (BiH) in die Schweiz. Diese Beziehungen wirken bis heute und dürften mit ein Grund dafür sein, dass sich BiH mit verschiedenen Anfragen an die Schweiz gewandt hat: Die Kantone Genf, Jura, Freiburg und Bern sind daran, einen Expertenpool zu bilden, der die Gesundheitsministerien der Föderation BiH und der Republika Srpska bei der Erarbeitung eines Konzepts zur Verbesserung von Ausbildung, Vernetzung und Prävention im Bereich der Psychischen Gesundheit beraten soll. Und die Zürcher Staatsanwaltschaft wird künftig, auf Anfrage aus BiH und durch die Vermittlung der DEZA, Unterstützungsarbeit beim Aufbau staatsanwaltlicher Organisationen in BiH leisten.

(gn) «Die Schweiz hat eine starke positive Ausstrahlung. Weil sie im Ausland oft wahrgenommen wird als real existierender Beweis dafür, dass verschiedene Kulturen dank Föderalismus und Demokratie friedlich unter einem Dach zusammen leben», fasst Nenad Stojanovic seine Erfahrungen mit dem Mythos Schweiz zusammen. Im Auftrag der DEZA begleitet der Schweizer Politologe mit bosnischen Wurzeln ein Verfassungsreformprojekt, das vom Human Rights Center der Universität Sarajewo zusammen mit dem Zentrum für Demokratie Aarau durchgeführt wird.

Ziel der verschiedenen Workshops, an denen Politiker, politische Berater sowie Journalisten und Studenten teilnehmen ist es, die Entscheidungsträger bei der Ausgestaltung einer neuen Verfassung, die den Normen der Menschenrechtskonvention entspricht, zu unterstützen.

Bereits erste Resultate

«Das Beispiel Schweiz liefert Anschauungsmaterial dafür, wie Institutionen funktionieren, was für Auswirkungen sie haben», sagt Stojanovic. Dabei gehe es nicht darum, die Schweiz zu idealisieren oder das System zu kopieren – das wäre weder möglich noch erwünscht. Aber die vertiefte Auseinandersetzung mit Schweizer Institutionen könne helfen, die notwendigen Reformen im eigenen Land zu ergreifen und umzusetzen.

Zentral ist, dass die Teilnehmer der Workshops sich nicht nur theoretisch mit dem Schweizer System befassen, sondern vor Ort auch Schweizer Politiker, Behörden und Institutionen kennen lernen. Anlässlich eines Besuchs bei der Genfer Verfassungskommission im Juli 2009 erlebten sie zum Beispiel, wie auch in der Schweiz hart um Konsens gerungen wird und Konflikte zum politischen Prozess gehören.

Zwar kann die Situation in Bosnien und Herzegowina nicht mit jener hierzulande verglichen werden. Trotzdem, so ist Nenad Stojanovic überzeugt, kann die direkte Demokratie auch dort zu Frieden und Stabilität beitragen: «Weil sich in der direkten Demokratie je nach Inhalt eines Referendums immer wieder andere Koalitionen bilden, kann sie ethnische und sprachliche Fronten aufbrechen und damit zum Zusammenhalt eines Landes beitragen.»

Bereits gibt es erste Resultate des Austauschs zwischen den beiden Ländern: Ein Bündnis von bosnischen Gemeinden aus allen Landesteilen präsentierte Ende 2009 einen Verfassungsvorschlag zur Einführung der direkten Demokratie und sammelte dafür innert kürzester Zeit über 30 000 Unterschriften. ■

Facts and Figures

Swissness und Entwicklungszusammenarbeit

www.interportal.ch, das Netzwerk für internationale Zusammenarbeit und Entwicklungspolitik, wird von über 40 Schweizer Organisationen gemeinsam getragen. Die Webseite enthält aktuelle Berichte und Hintergrunddossiers, Hinweise auf Kampagnen und Veranstaltungen sowie eine Fülle aktueller Links.

Interportal ist eine Plattform für die vielfältige Schweizer NGO-Szene im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit, mit Links auch zu den einzelnen Organisationen.



Links

www.swissworld.org

Webseite zur Marke Schweiz von Präsenz Schweiz (EDA)

www.ige.ch (Suche: Swissness)

Die Webseite des Eidgenössischen Instituts für Geistiges Eigentum mit allem juristischen Facetten zu Swissness

www.swissbrandexperts.ch

Webseite der Swiss Brand Experts AG mit dem Swissness-Tester für Schweizer Unternehmen und Dienstleister



Richard Gerster

Was Profis sagen

«Swissness erlebt seit rund zehn Jahren einen Aufschwung. Mit der ‚Marke Schweiz‘ lässt sich gut werben, weil das Image der Schweiz nach wie vor sehr positiv besetzt ist», sagt Sven Reinecke, Assis-

tenzprofessor für Marketing an der Universität St. Gallen und Koautor der Studie «Swissness Worldwide».

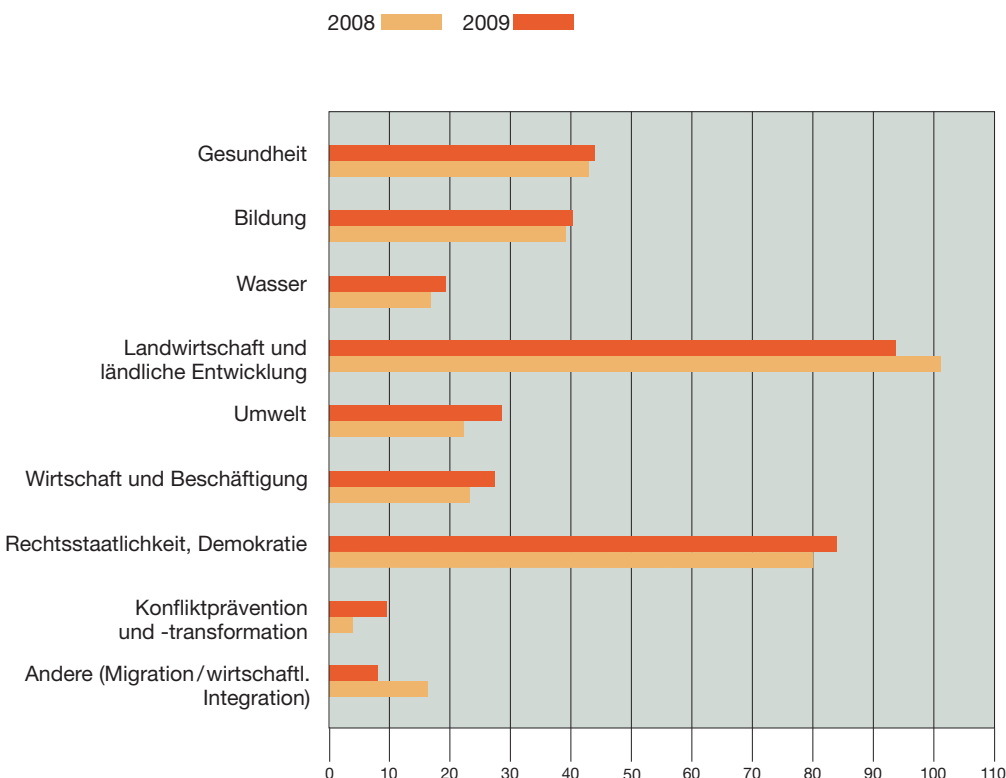
Thomas Harder, Firmenchef des Beratungsunternehmens Swiss Brand Experts ortet das starke Profil der Marke Schweiz in 19 Erfolgsfaktoren wie «Vertrauenswürdigkeit und Verlässlichkeit», «Zurückhaltung und Bescheidenheit» oder «Hochqualitäts- und Perfektionsbewusstsein».



Tomas Munta / lat

Starkes Engagement

Die DEZA konzentrierte sich 2008/2009 in ihren bilateralen Entwicklungsaktivitäten auf folgende Themenbereiche (in Mio. Fr.)



Literatur

«Swissness made in India. Wirtschaftliche Entwicklung und die Zusammenarbeit Schweiz–Indien» Von Richard Gerster; Orell Füssli Verlag AG Zürich 2008.

«Swissness Worldwide. Internationale Studie zur Wahrnehmung der Marke Schweiz.» Von Stephan Feige, Benita Brockdorff, Karsten Sausen, Peter Fischer, Urs Jaermann, Sven Reinecke; Verlag Thexis, Juli 2008.

«Peace Process and Federalism in Nepal. Experiences, reflections and learning.» Von Bishnu Raj Upreti, Nicole Töpferwien, Markus Heiniger; South Asia Regional Coordination Office, Swiss National Centre of Competence in Research (NCCR) North-South 2009.



Johannes Dieterich (3)

Zwischen Weizenbier, Gebeten und Diamanten

Südafrika ist nicht nur die grösste Wirtschaftsmacht Afrikas, sondern auch das Land der vielen Minderheiten. In den Grossstädten der Regenbogennation ist in den vergangenen zehn Jahren eine selbstbewusste Generation von jungen, schwarzen Berufstätigen herangewachsen, die in den Townships ihre Wurzeln hat. In ihr widerspiegeln sich die Dynamik ebenso wie die Herausforderungen in der jüngeren Entwicklung des Landes. Von Johannes Dieterich*.

Freitag Nachmittag bei Mimmo's. Die Woche geht, der Himmel färbt sich rot, die Zeit bleibt stehen. Mpho sitzt mit seinen Freunden Thando und Ismael auf der Terrasse des Trend-Restaurants im Shopping Centre von Rosebank, der hippesten Einkaufsmeile in Johannesburg. Die drei Freunde haben das italienische Edelbier Peroni bestellt und reden, über was 24-jährige Young Urban Professionals in aller Welt so reden: Freundinnen, Karriere, Ferien.

Nur ihre Sprache ist eine ganz spezielle Melange, die sich selbst hierzulande nur Eingeweihten erschliesst: Das sich aus den elf offiziellen Landessprachen Südafrikas zusammensetzende Gauner-Kauderwelsch «Tsotsi-Taal». «Ye khuqina», sagt Mpho: «Trinken wir noch eines.»

Heute gilt die Location als chick

Nirgends kann das Trio besser als in Rosebank seinem Lieblingssport nachgehen – einer Art Klassifizierungs-Quiz. «Ich brauche nur die Kleidung von jemandem zu sehen», sagt Mpho, «und schon weiss ich, woher er kommt.» Als Beweis lässt er seine Augen zu einer Frau mit goldenen Klunkern wandern, die er als «larney» qualifiziert, was auf Tsotsi-Taal

soviel wie «weisser Mann» oder übertragen «reich» bedeutet. Die Dame gehört zu den «Black Diamonds», der neureichen schwarzen Oberschicht, die noch eher durch ihre Erscheinungsweise als ihre grosse Zahl auffällt.

Numerisch überlegen sind ihnen nach wie vor die wohlhabenden Weissen, die in klassischen Labels durch das Shopping Centre flanieren – sowie die hautfarbenmässig am buntesten gemischte Schar der Studenten in Jeans und T-Shirts. Schliesslich ist da noch das in Rosebank eher ausgedünnte Heer der Werk tätigen in chinesischer Sweatshop-Ware oder in blauen Overalls.

Sich selbst rechnet das Trio einer ganz eigenen Klasse, der «Loxion Culture», zu. Loxion komme von «location», erklärt Mpho, einer alten Bezeichnung für die Townships, in welche die Apartheidherrscher die schwarze Bevölkerung zu pferchen pflegten. Mpho wuchs im zwanzig Kilometer von Johannesburg entfernten Township Vosloorus auf, wo noch heute ausschliesslich dunkelhäutige Südafrikaner leben.

Dass er seine Jugend in der Location und nicht wie immer mehr junge Schwarze in den einst Weissen vorbehaltenen Wohnvierteln der Stadt verbrachte,





Für den 24-jährigen Mpho (links) läuft es beruflich, als DJ sowie privat hervorragend, dennoch weiss er jederzeit ganz genau, wo seine Heimat ist: Im schwarzen Township Vosloorus (oben)

macht für Mpho einen gewaltigen Unterschied: «Wir sind wesentlich rauer», sagt der gut aussehende Bursche, «nicht so verweichlicht wie die Town-Babies.» Als Erkennungszeichen tragen die Jünger der Loxion Culture gerne amerikanische Gangster-Hosen sowie Marken-Sonnenbrillen und extravagante Hüte.

Zerfallende Familienstrukturen

Mpho hat eine Wohnung in einem respektablen Johannesburg-Viertel angemietet. Doch wann immer sich die Gelegenheit bietet, kehrt er ins Häuschen seiner Mutter zurück, wo ihm noch ein kleines Zimmer zur Verfügung steht. «Du kannst einen Townshipbewohner aus einer Location nehmen, aber nicht die Location aus einem Townshipbewohner», lacht Mpho. Auch wenn Vosloorus wesentlich ärmer als Johannesburg und seine Häuschen einen Bruchteil der Ausmasse einer Grossstadtvilla haben – es ist Heimat. Und es ist das Leben.

Den ganzen Samstag verbringt Mpho bei seinem Vater. Dort findet eine «welcome home»-Zeremonie statt: Mpho soll mit der väterlichen Familie wiedervereinigt werden, mit der er seit der Scheidung seiner Eltern nichts mehr zu tun hatte. Es gibt afrikanisches Weizenbier und christliche Gebete: Ausdruck des bunten Gemischs an Gebräuchen – und

der verzweifelten Gegenwehr gegen den Zerfall der Familienstrukturen, von dem schwarze Südafrikaner besonders betroffen sind.

Zur politischen Tradition gehört hier, dass man sich dem Afrikanischen Nationalkongress (ANC) verbunden fühlt. «Das ist genau so selbstverständlich», sagt Mpho, «wie man zum Waschen Omo benützt.» Als Nelson Mandela aus dem Gefängnis kam, war Mpho gerade mal fünf Jahre alt. An den Befreiungskampf, der älteren schwarzen Südafrikanern noch wie das Mark in den Knochen steckt, kann er sich nicht erinnern. Nationale Symbole wie der Studentenaufstand von Soweto sind für ihn bloss Bilder: «Die sagen mir nicht viel.» Politik, die während Jahrzehnten jeden intelligenten Südafrikaner in ihren Bann zog, ist für Mpho «langweilig» oder gar «schmutzig»: Ihre Repräsentanten, die es vor allem auf seine Steuern abgesehen hätten, seien «überwiegend korrupt».

Verheerende Bildungskatastrophe

Sonntag Abend um acht – Zeit für das «Hurricane». Die in einer gewöhnlichen Wohnstrasse des Townships veranstaltete Open-Air-Disco ist nur an diesem Tag geöffnet: Bis lange nach Mitternacht werden Hunderte von jungen Menschen zum Beat südafrikanischer House- oder Kwaito-Musik auf der Strasse tanzen. Früher hätten sie sich Sonntag

Ungleichgewicht

Südafrikas Opposition forderte jüngst die Ausrufung des «nationalen Bildungsnotstands». Anlass war die Nachricht, dass 2009 Jahr nur 60 Prozent der Maturanden ihr «Matrik» bestanden – vor allem dunkelhäutige Schüler scheiterten in Scharen. Verantwortlich dafür ist der katastrophale Zustand der «schwarzen» Schulen. Dort finden statt der vorgesehenen 6,5 Stunden täglich nur durchschnittlich 3,5 Stunden Unterricht statt: Schuld daran sollen vor allem streikende oder undisziplinierte Lehrer sein. Die Folge: Obwohl Schulpflicht herrscht und 98 Prozent der Kinder auch mit der Schule beginnen, suchen nur noch 26 Prozent der Schwarzen die Matura zu machen, unter den Weissen sind es über 73 Prozent. An der Uni ist es noch krasser: Nur 1,8 Prozent der Schwarzen haben einen Uni-Abschluss, unter Weissen sind es 16,8 Prozent.

Generationenwechsel:
War Politik für viele Südafrikaner jahrzehntelang das prägende Thema, ist sie heute für viele junge, gut gebildete Schwarze nur mehr «langweilig» oder «schmutzig»



Christian Heeb/afp

Immer mehr «schwarze Diamanten»

Als einer der grössten Erfolge des seit 16 Jahren regierenden Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) wird der Aufbau einer schwarzen Mittelschicht gewertet. Mit fast drei Millionen Menschen soll die Zahl der «Black Diamonds» die der weissen Mittelschichtler inzwischen schon überholt haben: Allerdings stellen die weissen Kapländer weniger als 10, die schwarzen mehr als 80 Prozent der fast 45 Millionen Südafrikaner dar. Noch immer verdient ein durchschnittlicher Weisser zehnmal mehr als sein dunkelhäutiges Pendant. Als Mittelschichtler werden Südafrikaner mit einem Monatseinkommen von mehr als 7000 Rand (rund 700 Euro) bezeichnet. Massgeblich beigetragen zu diesem Wachstum hat das Regierungsprogramm zur «wirtschaftlichen Ermächtigung von Schwarzen». Es schreibt Unternehmen, die bei öffentlichen Aufträgen berücksichtigt werden wollen, bestimmte Prozentsätze an schwarzen Beschäftigten, schwarzen Managern und Aktionären vor.

für Sonntag im Hurricane wegfegen lassen, erzählt Thando. Dabei habe sich Mpho als «Chick-Magnet» erwiesen, als absoluter Frauen-Schwarm, der stets auch noch das Wohl seiner Freunde im Auge hatte. Worauf die Attraktivität des passionierten Tänzers beruht? «Auf seinem von seiner Mutter zementierten Selbstvertrauen», ist Thando überzeugt. Tatsächlich tat Mphos Mutter für ihren Sohn das Beste, was man für einen dunkelhäutigen Jungen tun konnte: Sie schickte ihn Mitte der 90er-Jahre auf eine «weisse» Schule im benachbarten Germiston. Nach Auffassung von Experten ist das völlig ruinierte Schulwesen in den Townships das brennendste Problem, dem Südafrika derzeit ausgesetzt ist: Die Bildungskatastrophe wird sowohl für die schwindelerregende Kriminalität, die hohe Arbeitslosigkeit sowie den entwicklungshemmenden Mangel qualifizierter Arbeitskräfte verantwortlich gemacht. Indem sie das Geld für Mphos «weisse» Schulausbildung zusammenkratzte, öffnete ihm seine Mutter den Weg aus dem Ghetto: «Es war wohl die wichtigste Weichenstellung meines Lebens», meint Mpho.

«Wenn es mir nicht gefällt, gehe ich»

Für ihn und seinen Freund Thando ist im Hurricane um elf Uhr Schluss: Fester Job und feste Freundin haben ihr Party-Life stark eingeschränkt. Hinzu kommt die Aids-Pandemie, die Mpho mit dem Feiern etwas kürzer treten liess. Doch in seinen Kreisen seien Kondome inzwischen völlig selbstverständlich, sagt Mpho. Keiner seiner Freunde sei bislang an Aids erkrankt. Und das, obwohl in Südafrika täglich mehr als tausend Menschen an den Folgen der Immunschwäche-Erkrankung sterben: Sie haben die Warnungen der Experten offenbar nicht so ernst wie Mpho genommen. Montag Morgen um acht. Mpho fährt seinen Toyo-

ta vor den hochmodernen Büroräumen der Agentur «Blue Moon» in der Oxford Street in Rosebank vor, wo er seit einem Jahr als Grafik-Designer tätig ist. Ursprünglich liess sich der eher mittelmässige Student zum «Branding»-Spezialisten ausbilden, hat aber auch schon bei einer Fernsehanstalt und in einem Studio von Mode-Designern gearbeitet. Mpho wird nicht von der Angst getrieben, dass er mal arbeitslos sein könnte: «Wenn es mir irgendwo nicht gefällt, dann gehe ich.»

Gut ausgebildete schwarze junge Männer sind in Südafrika gefragt wie Wasser in der Wüste: Weil die Regierung von Unternehmen bestimmte Quoten an schwarzen Beschäftigten verlangt, reissen sich die Personalchefs um die wenigen Kandidaten. Mpho spielt mit dem Gedanken, ein eigenes Geschäft zu gründen: Aber am liebsten würde er Discjockey werden.

Montag, fünf Uhr nachmittags. Auf dem Weg zur Internet-Radio-Station «Rhythm 100», wo sich Mpho zweimal die Woche als Moderator übt, redet er sich schon mal in Fahrt. Er liebe Südafrika schon alleine der Vielfalt seiner Bewohner wegen, schwelgt er gut gelaunt: «Ich kann mir zum Leben keinen schöneren Platz vorstellen.» Zugegeben, noch sei im Staate Zumas nicht alles perfekt: Doch nach einigen weiteren stürmischen Jahren werde das Kap der Guten Hoffnung gewiss im hellsten Licht erstrahlen. Am Mikrofon zeigt der selbstbewusste Mpho dann doch Nerven und bittet den Gast, ihn mit seinem Gestammel doch bitte lieber allein zu lassen. Leise schliessen wir die Tür: Auch Rom wurde, wie das neue Südafrika und Mphos Karriere nicht an einem Tag erbaut. ■

**Johannes Dieterich ist Afrika-Korrespondent für mehrere deutschsprachige Zeitungen, u.a. den «Tages Anzeiger» und die «Frankfurter Rundschau»*

Aus dem Alltag von...

François Droz, Leiter des Schweizer Kooperationsbüros in Pretoria

Als reiche, moderne und vorwiegend von Weissen bevölkerte Stadt braucht Pretoria kaum Entwicklungshilfe. Die DEZA hat aus historischen und logistischen Gründen ein Büro in der offiziellen Hauptstadt Südafrikas. Von hier aus beschäftigen wir uns mit dem ganzen südlichen Afrika: Unser Regionalprogramm deckt insgesamt 14 Länder ab. Es unterstützt sie dabei, sich den grossen Herausforderungen der Gegenwart zu stellen, die an keiner Grenze haltmachen: Aids, Klimawandel, ungesicherte Nahrungsmittelversorgung.



«Die DEZA unterstützt eine ursprünglich chinesische und von Schweizern weiterentwickelte Technologie.»

Mein Haus befindet sich in einem Wohnviertel in der Agglomeration von Pretoria. Sobald gegen 5 Uhr die Sonne aufgeht, singen Scharen von Vögeln rund um einen kleinen Teich um die Wette. Ihr Zwitschern ist mein Wecker. Heute trinke ich nur schnell eine Tasse Kaffee und fahre dann zum Flughafen. Ich will nach Kapstadt, zweitgrösste Stadt des Landes und Sitz des Parlaments.

Um acht bin ich mit Kevin Fruin, dem Vertreter des Verbands südafrikanischer Ziegeleien, verabredet. Wir unterhalten uns über den Import einer neuen Technologie mit der die Produzenten Kohlenkonsum und CO₂-Ausstoss um die Hälfte reduzieren können. Zurzeit verwenden die Ziegeleien noch eine veraltete und extrem umweltbelastende Methode: Sie brennen die Ziegelsteine zwei Wochen lang unter offenem Himmel. Die DEZA hat beschlossen, den Bau von Brennöfen mit vertikalen Kaminen zu unterstützen, eine von Schweizer Experten weiterentwickelte Technologie nach chinesischem Vorbild. Wir werden ein kleines Unternehmen gründen, das den Know-how-Transfer zunächst zu den südafrikanischen Produktionsstätten und später ins ganze südliche Afrika sicherstellt.

Kurz vor Mittag bringt mich ein Taxi zum Pro Helvetia-Büro, wo ich von dessen Leiter Jasper Walgrave erwartet werde. Die DEZA finanziert das Programm der Stiftung für diese Region mit, ist

mit den Ergebnissen aber nicht ganz zufrieden. Wir essen etwas Kleines und besprechen dabei die notwendig gewordenen Anpassungen. Bisher hat Pro Helvetia zahlreiche Künstler punktuell unterstützt, nun drängt sich ein verstärkt zielorientierter Ansatz auf. Das Programm soll fünf oder sechs kulturelle Institutionen stärken, damit diese längerfristig wichtige Botschaften vermitteln können, beispielsweise bezüglich Aids- oder Korruptionsbekämpfung.

Anschliessend gehe ich ins südafrikanische Parlamentsgebäude, wo ich 22 DEZA-Kollegen aus anderen afrikanischen Kooperationsbüros treffe. Wir nehmen da an einem einwöchigen Workshop zum Thema Gouvernanz teil. Vorgesehen ist auch ein Treffen mit Cobus Botes, Mitglied der Association of Public Accounts Committees (APAC). Mangels einschlägiger Kompetenzen sind die Abgeordneten kaum in der Lage, das Finanzgebarren der Regierung zu kontrollieren. Aus diesem Grund organisiert die APAC Kurse, wie Audit-Berichte zu analysieren sind. Mit Unterstützung der DEZA könnten Parlamentarier anderer Länder der Region diese Kurse ebenfalls besuchen.

Am Abend essen wir alle zusammen in einem Restaurant unten am Meer. Nur zehn Kilometer weit draussen liegt die Insel Robben Island. Morgen, bevor wir mit dem Workshop weitermachen, wollen wir zu diesem ehemaligen Gefängnis hinausfahren. Es erinnert an eine gar nicht so lang zurückliegende Zeit, in der die Schwarzen systematisch diskriminiert wurden, auch im Bildungswesen. Das Erbe der Apartheid lastet immer noch schwer auf Südafrika. ■

(Aufgezeichnet von Jane-Lise Schneeberger; aus dem Französischen)

Links

Das Regionalprogramm der DEZA im südlichen Afrika gliedert sich in drei Zusammenarbeitsbereiche: Gouvernanz, HIV/Aids und Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen. Einen Überblick zu diesen wichtigen Interventionsachsen erhält man auf der DEZA-Webseite, wo auch Angaben über die Prioritäten der Entwicklungshilfe sowie Hintergrundinformationen zu den Ländern der Region zu finden sind. Das Kooperationsbüro der DEZA in Pretoria stellt das regionale Programm ausführlicher auf seiner eigenen Webseite vor (nur in Englisch).
www.deza.admin.ch
 (Länder; Südafrika und Südliches Afrika)
www.swiss-cooperation.admin.ch/southernafrika

Träume!

An diesem Werktag Morgen besuche ich mit dem Auto eine Freundin. Sie lebt, genau wie ich, im Mamelodi-Township im Osten von Pretoria. Zwischen herumhängenden Leuten bieten Strassenverkäufer Zeitungen, Zigaretten, Früchte, Süßigkeiten feil. Obwohl kaum zwei Kilometer von zuhause, mutet dieser Stadtteil fremd an. Die Leute sehen anders aus, ich fühle mich unsicher. Während ich fahre, frage ich mich warum. Ich spreche doch die gleiche Sprache, sehe aus wie sie, bin eine von ihnen. Was ist es also?

Plötzlich geht mir ein Licht auf! Ich war zwar schon hier, aber richtig hingeschaut habe ich nie. Viel zu wichtig war mein eigenes Leben, als dass ich die Armut gesehen hätte. Wir nennen dieses Quartier RDP (Reconstructive Development Programme: Entwicklungsprogramm für den Wiederaufbau): Es besteht aus Hütten und Baracken, einige blitz blank, andere weniger, manche nur ein Zimmer gross, andere grösser. Eine Frage beschäftigt mich: Sind all diese Menschen in den Strassen um diese Tageszeit arbeitslos?

Ich parkiere und gehe zu einer Strassenecke, wo junge Männer um einen fliegenden Händler herumstehen. Ich kaufe eine Orange und Süßigkeiten. Einer der Kerle beginnt mich aufzuheben (oder ist es seine Art, Komplimente zu machen?). Ein anderer fragt mich, ob ich mich verirrt habe. Ich antworte, ich wolle einfach nur schauen, wie es hier aussieht. Daraus ergibt sich eine rege Diskussion über die Nutzlosigkeit der Regierung, die sich um Menschen und Armut füttere, und sich statt dessen einzig um Ausschreibungen kümmere. Einige Kommentare bringen mich zum Lachen. «Komm wieder mal vorbei», ruft mir einer der Männer beim Weggehen hinterher.

Wie ich diese vergessene Ecke meiner Stadt verlasse, habe ich ein anderes Bild der Gesellschaft, in der ich lebe. Sie ist Heimat von liebenden, sich sorgenden Menschen, die das Wenige, was sie haben, mit mir teilen. Es sind keine Schläger, sondern junge Leute wie ich. Sie träumen von einem besseren Leben und hoffen, eines Tages aus dem Township

in Vorortsiedlungen zu ziehen, wo Regierungsbeamte wohnen, die Ausschreibungen verfassen. Sie wollen ihre Kinder in bessere Schulen schicken, sind junge, leidenschaftliche Südafrikaner, so wie ich, und hoffen auf bessere Chancen im Leben.



Elsie Nantuli Mampa, 31,
lebt in Pretoria, Südafrika.

Sie arbeitet für eine Internationale Nichtregierungsorganisation als «Area Office Accountant» für die Region Afrika und Mittlerer Osten. Zudem engagiert sich die zweifache Mutter ehrenamtlich als Gemeindeprojekt-Managerin. Über ihre Motivation zu schreiben, sagt sie: «Wenn immer ich mit einer Situation konfrontiert bin, die mich sehr herausfordert, oder wenn ich in einer Sache Klarheit zu finden versuche, schreibe ich Briefe an mich selber. So ist auch dieser Text entstanden.»

Und so habe ich plötzlich einen anderen Grund Kwenadi zu besuchen, als noch vor meiner Abfahrt heute Morgen. Sie ist in dieses Elendsviertel gezogen und ein Freund hat mich gebeten, ihr zu helfen, eine Arbeit zu finden. Bis jetzt habe ich mich aber davor gedrückt, weil ich ihre Anfrage lästig fand. Ich fand, sie müsse sich einfach einen Plan zurecht legen, zur Schule gehen, sich bilden – damit würde sie dann schon eine Arbeit finden. Doch plötzlich merke ich, wie falsch ich damit lag. Kwenadi ist nicht faul. Sie gelangt an mich, weil ich in ihren Augen im Leben etwas erreicht habe, es mir irgendwie gelungen ist, eine Karriere aufzubauen. Sie fordert mich heraus, ein besserer Mensch zu werden und mit dem Erreichten, Menschen wie ihr zu helfen. Menschen, die um eine Möglichkeit ringen, ihr Können einzusetzen.

Nicht nur erklärte mir Kwandi am Telefon den Weg, sie kommt mich auch abholen. Diesmal bin ich bereit, ihr zu helfen, mit ihr zu arbeiten und gemeinsam eine Lösung zu suchen, und zwar nicht nur für sie, sondern auch für andere Menschen in ihrer Lage. Bei ihr zuhause reden wir miteinander – auf gleicher Augenhöhe. Die Begegnung mit ihr schenkt mir

Demut und eine neue Wertschätzung der Dinge, die ich im Leben als selbstverständlich betrachtete – etwa unsere Freundschaft.

Heute bestehen mein Traum und meine Karriere darin, Menschen wie Kwenadi und den Jungs an der Ecke zu helfen, ihre Träume zu verwirklichen. Gelingt es mir nicht, hoffe ich zumindest ihnen geholfen zu haben, gross zu träumen! ■

(Aus dem Englischen)

Eine starke Allianz, die Schulen baut

Nach einer Naturkatastrophe ist die Sanierung von Bildungsinfrastrukturen eine der Prioritäten der internationalen Hilfe. Um möglichst viele Schulen wieder aufzubauen, spannen DEZA und Unicef zusammen: An den Küsten Sri Lankas, wo der Tsunami gewütet hat, und im erdbebenverwüsteten Nordwesten Pakistans.



Armin Ullmann/DEZA

Seit dem verheerenden Erdbeben im Oktober 2005 besuchen noch immer viele Kinder in Pakistan den Schulunterricht in Zelten, welche von der internationalen Hilfe zur Verfügung gestellt werden

(jls) Das Erdbeben in Pakistan vor fünf Jahren hat 88 000 Tote gefordert und 400 000 Gebäude einstürzen lassen. Als Ersatz für die zerstörten Schulen brachten internationale Hilfsorganisationen Zelte und Container ins Land. Anschliessend wurde mit dem Wiederaufbau der Gebäude begonnen. Die DEZA konzentrierte ihre Anstrengungen auf die besonders stark betroffenen Gebirgsdistrikte Mansehra und Battagram. Im Rahmen eines von ihr finanzierten und umgesetzten Programms baute sie bis im Juni 2008 19 Schulen wieder auf.

Geld und Kompetenzen vereint

Das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen (Unicef) engagierte sich ebenfalls in diesem Bereich. Im Gegensatz zur DEZA fehlte es der Unicef jedoch an genügend Experten zur Baustellenleitung und zur Baustellenüberwachung. Diese Aufgaben waren lokalen Beratern anvertraut worden, doch die Arbeiten kamen nur sehr schleppend voran.

«Dabei hätten die Mittel der Unicef ausgereicht, um ein ehrgeiziges Programm zu finanzieren; die Geldgeber griffen nach der Katastrophe tief in ihre

Taschen. Wir hatten zwar ein erfahrenes Team, aber unser Budget erlaubte es nicht, noch mehr Schulen zu bauen. Deshalb haben wir der Unicef eine strategische Allianz angeboten», erläutert Roland Schlachter, stellvertretender Leiter der Abteilung Asien und Amerika bei der Humanitären Hilfe der DEZA.

So kamen 2007 die beiden Agenturen überein, ihre jeweiligen Stärken zu kombinieren, um das gemeinsame Ziel möglichst rasch zu erreichen: Den pakistanischen Kindern wieder zu anständigen, permanenten, komfortablen und erdbebensicheren Schulen zu verhelfen.

Schulen für 13 000 Schüler

Heute ist die DEZA in den Distrikten Mansehra und Battagram alleinige Partnerin der Unicef. Die Zusammenarbeit erstreckt sich auf den Bau von 57 Schulen. Die UN-Agentur bezahlt die lokalen Baufirmen. Die DEZA finanziert die Tätigkeiten ihres Büros in Mansehra mit seinen rund 30 Mitarbeitenden, wovon drei aus der Schweiz kommen. Dieses Team betreut von der Planung über die Standortprüfung, das Submissionsprozedere und



Amin Ullmann/DEZA (2)

Bis Ende 2010 wird die DEZA in Pakistan 91 Schulen, darunter 57 in Zusammenarbeit mit der Unicef, aufgebaut haben

Dächer in der Farbe der Spender

In Pakistan genügen alle von der DEZA errichteten Schulen den Normen für die Erdbebensicherheit und basieren auf ein und demselben Modell. Sie sind höchstens einstöckig und beherbergen zwei oder drei Klassenzimmer für je etwa 40 Schüler. Die Böden werden aus Marmor gebaut, einem vor Ort sehr preisgünstigen Material. Die Wände sind aus Eisenbeton. Der Dachstuhl aus Metallträgern ist mit galvanisiertem Wellblech gedeckt. Der grösste Unterschied liegt in der Dachfarbe: Sie ist rot, wenn die Schweiz für den Bau aufkommt, und hellblau – die offizielle Farbe der UNO –, wenn die Arbeiten von der Unicef finanziert werden. So können die Geldgeber ihre Unterstützung weithin sichtbar machen.

die Gesamtüberwachung bis zur Übergabe der Gebäude an die Behörden alles.

Dieses Zusammenarbeitsmodell hat das Interesse weiterer Geldgeber wie der britischen Entwicklungsagentur Department for International Development (DFID) geweckt, die sich ebenfalls zur Subventionierung von Schulbauten entschlossen haben. So kommt es, dass die DEZA bis Ende 2010 insgesamt 91 Schulen errichtet haben wird, wenn die mit eigenen und die mit den Mitteln Dritter finanzierten zusammengezählt werden. Sie werden mehr als 13 000 Schüler aufnehmen können. Es handelt sich um eines der bisher grössten von der Schweizer Entwicklungshilfe verwirklichten Wiederaufbauprojekte.

Schweizer Fachleute für humanitäre Notlagen

«Unsere Rolle beschränkt sich jedoch nicht auf die Rolle der umsetzenden Agentur», präzisiert DEZA-Projektleiter Armin Ullmann. «Die Unicef oder das DFID kaufen nicht einfach unser Know-how ein. Dank der zusätzlichen Mittel, die sie uns zur Verfügung stellen, konnten wir unser Programm ausbauen, doch die Arbeiten sind immer in unsere eigene Strategie eingebettet.»

Bis die verwüsteten Regionen Pakistans wieder zur Normalität zurückkehren können, wird noch viel Zeit vergehen. Der Wiederaufbau dürfte noch mehrere Jahre beanspruchen. Bis es so weit ist, bleiben improvisierte Strukturen bestehen. Fast überall werden deshalb weiterhin Kinder in Zelten oder unter freiem Himmel unterrichtet.

Seit September 2008 arbeiten DEZA und Unicef – allerdings in anderer Form – auch in Sri Lanka

Hand in Hand. Dort werden, nachdem der Tsunami landesweit 35 000 Todesopfer forderte, Schulinfrastrukturen wiederaufgebaut. Weil die Unicef technische Unterstützung zur Umsetzung ihres Wiederaufbauprogramms benötigt, stellt ihr die DEZA zwei Schweizer Architekten zur Verfügung. Die beiden Experten verstärken und erweitern ein kleines Team, das die Unicef zur Überwachung der Arbeiten eingesetzt hat. Zurzeit zählt das Team neun Mitglieder, welche den Bau von elf Schulen für fast 10 000 Schüler von A bis Z abwickeln. Geplant ist, die Arbeiten bis Ende dieses Jahres abzuschliessen.

Die Zusammenarbeit ist auf der Grundlage eines erst kürzlich unterzeichneten Vereinbarungsprotokolls zustande gekommen. Die beiden Agenturen waren im April 2008 übereingekommen, die bisher bloss punktuell eingesetzte Praxis, Personal für zeitlich beschränkte Missionen zu entsenden, zu institutionalisieren. Die DEZA verpflichtete sich, eine Liste von Experten – Architekten, Ingenieure, Logistiker, Trink- und Abwasserspezialisten – zu erstellen, die bei humanitären Notlagen in kürzester Zeit einsatzbereit sind, um die Unicef-Teams vor Ort zu verstärken.

«Das Übereinkommen erleichtert die Entsendung von Spezialisten beträchtlich. Wir werden die Modalitäten ihres Einsatzes nicht mehr jedes Mal neu definieren müssen», unterstreicht Roland Schlachter. Die DEZA hat ähnliche Verträge bereits mit weiteren UN-Agenturen geschlossen, so etwa mit dem Hochkommissariat für Flüchtlinge oder dem Welternährungsprogramm. ■

(Aus dem Französischen)

Damit es zuhause besser geht

Der Beitrag der Migrantinnen und Migranten an der Entwicklung ihres Herkunftslandes ist finanziell, sozial und kulturell von grosser Bedeutung. Dennoch wissen nicht alle Regierungen, wie sie dieses Potenzial am besten ausschöpfen. Ein DEZA-Projekt will nun die Migrations-Institutionen untereinander vernetzen und damit den Beitrag der Migranten zur Entwicklung ihrer Heimatländer optimieren.

(mr) Laut offiziellen Schätzungen leben 200 Millionen Menschen ausserhalb ihres Geburtslandes. Das entspricht rund drei Prozent der Weltbevölkerung. Sie sind unersetzbare Arbeitskräfte für die Zielländer und ein immenses Potenzial für die Entwicklung der Herkunftsländer. Der wirtschaftliche Nutzen der Migration, insbe-

sondere für die Entwicklungsländer, ist denn auch beträchtlich: Der Umfang der offiziellen Rücküberweisungen von Migranten in ihre Herkunftsländer wurde im Jahr 2008 auf 305 Milliarden US-Dollar geschätzt. Das ist doppelt so viel wie die öffentliche Entwicklungshilfe bereit stellt. Werden die Überweisungen durch inoffizielle Kanäle einberechnet, ist es gar ein Mehrfaches.

Entgegen der verbreiteten Meinung lebt die Mehrzahl der Migrantinnen und Migranten nicht in reichen Ländern, sondern in Entwicklungsländern. Die wichtigsten Ursprungsländer der offiziellen Rücküberweisungen sind jedoch die USA, Saudi-Arabien und die Schweiz.

Wissenstransfer und Vernetzung fördern

«Nur wenige Regierungen haben bisher Strategien entwickelt, wie die finanziellen Potenziale und das Know-how der Migranten besser in den Entwicklungsprozess eingebunden werden können», sagt Lorenza Rossi, Migrationsexpertin der DEZA. Genau da will nun ein DEZA-Projekt ansetzen, indem Wissenstransfer und Vernetzung der Institutionen in den Herkunftsländern gefördert werden.

Zu diesem Zweck wurde ein Abkommen mit dem Internationalen Zentrum für die Entwicklung von Migrationspolitik (ICMPD) und der Internationalen Organisation für Migration (IOM) unterzeichnet. Das angestrebte Ziel: Die Migrationsinstitutionen von 13 Ländern – Algerien, Kapverden, Äthiopien, Ghana, Libanon, Libyen, Mali, Marokko, Niger, Nigeria, Senegal, Syrien und Tunesien – stärken, damit sie mit der Diaspora zusammenarbeiten und das Potenzial der Migration für die Entwicklung maximieren können. Die Analyse der verschiedenen Daten, Erfahrungen und Strategien dieser Länder soll der Erstellung eines Inventars von beispielhaften Projekten dienen, die dann auch von den Behörden anderer Länder übernommen werden können. ■

Migranten fördern Bauern in Ghana

In Ghana (Bild links) hat die Afroeuro Foundation ein beispielhaftes Projekt entwickelt: Migrantinnen und Migranten sollen ihr Wissen bezüglich der Schaffung und Führungen von kleinen und mittleren Unternehmen ihren Landsleuten in Ghana weitergeben. Der Wissenstransfer optimiert den Geschäftsgang und erzeugt Ersparnisse, welche wiederum den Zugang zu Mikrokrediten ermöglichen. Seit 2007 reisen vier Migranten regelmässig aus den Niederlanden nach Ghana, wo sie bereits 13 Treffen mit Bauern aus den Dörfern Kibi und Koumasi abhalten konnten. www.afroeuro.org



Thorsten Futh / aif

Einblick DEZA



Gestärktes Netzwerk

(lrf) Im Rahmen ihres Erweiterungsbeitrags an die neuen EU-Mitgliedstaaten fördert die Schweiz die Ausbildung von Nachwuchsforscherinnen und -forschern mit acht Stipendienprogrammen in Ungarn, Polen, Tschechien, der Slowakei,

Slowenien und den drei baltischen Staaten. Forschende aus Ostmitteleuropa werden sechs Monate bis maximal zwei Jahre in der Schweiz verbringen. Die Schweiz kann dabei ihre Stärken im Bildungs- und Forschungsbereich einbringen und gleichzeitig den Kontakt zu

akademischen Netzwerken in Ostmitteleuropa festigen. Die ersten Stipendien wurden im vergangenen März vergeben.
Laufzeit: 2009 bis 2016
Projektvolumen: Über 30 Mio CHF
www.sciex.ch



Mehr als eine Landkarte

(kor) Südwestserbien verfügt erstmals über eine englischsprachige Tourismus-Landkarte. Mit Tourismus wollen die Gemeinden mehr Einkommen und Arbeitsplätze schaffen. Lokale Tourismusorganisationen haben die Karte zusammen

mit dem von der DEZA neu lancierten Programm für regionale Wirtschaftsentwicklung herausgegeben. Dieser «Katalysator» analysiert Probleme und Potenziale in ausgewählten Sektoren und Märkten mit Einkommens- und Beschäftigungspotenzial für benachteiligte Gruppen (neben

Tourismus auch Milch, Fleisch und Früchte) und mobilisiert den privaten und öffentlichen Sektor zur gemeinsamen Entwicklung von umsetzbaren Lösungen.
Laufzeit: 2009 bis 2012
Projektvolumen: 1,85 Mio CHF
www.rrazlatibor.co.rs/index.php/projektien/aktuelnien

Nachwuchsförderung

(wua) Seit 1972 investiert die DEZA in Nachwuchskräfte, die sich langfristig in der internationalen Entwicklungszusammenarbeit engagieren wollen. Im März 2010 wurden wiederum Einsätze für Junior Professional Officers (JPO) mit Beginn Herbst 2010 ausgeschrieben.

Darunter sind Einsätze bei der DEZA, bei Schweizer NGOs und Internationalen Organisationen. Auf eine Einarbeitungszeit in der Schweiz folgt ein zweijähriger Auslandeinsatz mit der Einsatzorganisation in Ländern des Südens, in der Zusammenarbeit mit Staaten Osteuropas und der GUS, sowie in der

Humanitären Hilfe. Das Angebot richtet sich an Berufstätige mit Masterabschluss und zwei Jahren relevanter Berufserfahrung. Die Auswahl der JPOs 2010 haben die verantwortlichen Organisationen im Mai abgeschlossen.

Was eigentlich ist... Politikdialog?

(bf) Der Begriff Politikdialog entstand zu der Zeit, als in der Entwicklungshilfe erkannt wurde, dass es nicht einfach um direkte Hilfe von reichen Menschen zu armen Menschen gehen kann, sondern um eine partnerschaftliche Zusammenarbeit, auch mit den Institutionen. Man realisierte, dass es nichts nützt, ein Land mit vielen kleinen Entwicklungsprojekten zu «übersäen» wenn gleichzeitig die Regierung nicht verbessert wird und diese eine nachhaltige Ordnung im Land herstellen kann. Vielmehr sollen das Nehmerland, sein Parlament, die Zivilgesellschaft und die Wirtschaft selber Verantwortung übernehmen, gewisse Rahmenbedingungen festlegen, damit beispielsweise eine vernünftige Verteilung des Reichtums im Land, Rechtssicherheit oder der Zugang zu Bildung und Gesundheit gewährleistet sind. Bei diesem Prozess spielen die Staatsverwaltung, Ministerien usw. eine tragende Rolle, und diese sind denn auch die Ansprechpartner bei der Ausarbeitung von Form und Inhalt moderner Entwicklungszusammenarbeit. Um die Grundlagen und Rahmenbedingungen dieser Zusammenarbeit festzulegen – beispielsweise für die Budgethilfe der Schweiz an den Gesundheitssektor in Tansania oder Mosambik – setzt der sogenannte Politikdialog zwischen diesen

Partnern ein. Gesprächspartner für das Geberland bei einem Politikdialog können dabei beispielsweise Minister, Provinzgouverneure oder Gemeindepräsidenten sein, je nach Projekt oder Programm. Grundsätzlich zielt der Politikdialog in seinem Wesen auf eine konkrete Verbesserung des Staatsapparates und seiner Abläufe ab. Da die Schweiz im internationalen Vergleich ein kleiner bis mittlerer Geber ist, führt sie den Politikdialog oft zusammen mit den anderen Gebern im Entwicklungsland durch.



Marius Kirchgesner/lat

Wer forscht, arbeitet zusammen

Seit 2001 arbeiten Schweizer Forschende mit Kollegen des Südens und Ostens zusammen, um Lösungsansätze für die grössten Herausforderungen der armen Länder zu entwickeln. Der von der DEZA mitfinanzierte Nationale Forschungsschwerpunkt (NFS) Nord-Süd hat ein weltweites Netz von Forschungspartnerschaften gesponnen. Das zwölf Jahre dauernde Programm gelangt nun in die Schlussphase.



In Nepal half ein Forschungsprojekt, den «Unberührbaren» eine Stimme zu geben und damit ihre Rechte einzufordern

(jls) Unser Planet ist tief greifenden Veränderungen unterworfen: Bevölkerungsanstieg, Klimaerwärmung, Erosion der Biodiversität, Übernutzung der Ressourcen, Ausbreitung der Wüsten, Beschleunigung der Migration, Urbanisierung usw. Der im Jahr 2001 lancierte NFS Nord-Süd soll Ansätze definieren, um die negativen Auswirkungen des globalen Wandels auf die armen Länder abzufedern. Die von Forscherinnen und Forschern des Nordens und des Südens gemeinsam getragene Arbeit trägt auch dazu bei, die Kapazität der wissenschaftlichen Forschung in den Entwicklungsländern auszubauen.

Das Programm konzentriert sich auf drei vom globalen Wandel besonders bedrohte geografische Kontexte: Wüstenrandgebiete, schnell wachsende Städte und Bergregionen. Zum Netzwerk zählen rund 400 Personen – die meisten arbeiten in Afrika, Asien und Lateinamerika vor Ort.

Von den 170 in Auftrag gegebenen Doktorarbeiten sind inzwischen 81 abgeschlossen. Sie befassen sich mit so unterschiedlichen Themen wie beispielsweise Schädigung natürlicher Ressourcen, Malariaprävention, Trinkwasserzugang, Fäkalienaufbereitung, soziale Ausgrenzung oder Wiederaufbau staatlicher Strukturen nach einer bewaffneten Auseinandersetzung.

Kleine Projekte, grosse Wirkung

Die dritte Phase des Programms hat 2009 begonnen und dauert bis 2013. Neben 15 neuen Projekten steht eine Synthese der bisherigen Arbeiten auf dem Programm der Forscher. Die DEZA hat hohe Erwartungen: «Der NFS Nord-Süd wird insbesondere die aktuellen Debatten zur Ernährungssicherung und zur Klimaänderung bereichern. Er sollte auch der Konkretisierung seiner Ergebnisse erhöhte Priorität einräumen, um für die Entwicklungszusammenarbeit zweckmässige Werkzeuge zu schaffen», unterstreicht DEZA-Projektleiterin Dominique-Simone Rychen.

Der NFS Nord-Süd ist bereits daran, Ergebnisse in die Praxis umzusetzen. Zehn Prozent seines Budgets fliessen in «Partnership Actions»: Diese vergleichsweise kleinen Entwicklungsprojekte erlauben es, Forschungsergebnisse vor Ort zu überprüfen. So hat in Nepal ein solches Projekt den «Unberührbaren» geholfen, sich zu mobilisieren und bei den Behörden ihre Rechte einzufordern. Und in Vietnam wurde mit Forschungsarbeiten zur geografischen Verteilung der Armut (siehe auch Eine Welt 2/2008 S. 24) ein sozioökonomischer Atlas des Landes erstellt. ■

(Aus dem Französischen)

Finanzierung

Der Nationale Forschungsschwerpunkt Nord-Süd wird haupt-sächlich vom Schweizer Nationalfonds (SNF) und der DEZA finanziert, die für die Teilnahme der Forscher den Partnerländern aufkommt. Für die beiden Phasen von 2001 bis 2009 haben beide Partner je rund 28 Millionen Franken beigetragen. Für die dritte Phase (2009–2013) hat die DEZA 14 Millionen, der SNF 8 Millionen gesprochen. Die sechs am Programm beteiligten Schweizer Hochschulen finanzieren rund 5 Millionen pro Phase. Dazu gehören u.a. das Zentrum für Entwicklung und Umwelt der Universität Bern sowie das Schweizerische Tropeninstitut Basel. www.north-south.unibe.ch

«Ausbilden geht viel tiefer als Forschen»

Der Nationale Forschungsschwerpunkt (NFS) Nord-Süd hat zahlreiche Erkenntnisse zu den Auswirkungen des Klimawandels geschaffen. Der grösste Erfolg des Programms besteht jedoch für Direktor Hans Hurni darin, 400 Forschende, davon 250 aus dem Süden, ausgebildet zu haben. Diese Wissenschaftler stärken die akademische Elite ihrer Länder. Interview von Jane-Lise Schneeberger.



Hans Hurni, Doktor der Naturwissenschaften, ist 1950 in Erlenbach BE geboren. Seit 1981 arbeitet er als Professor am Geographischen Institut der Universität Bern. Nachdem er während sechs Jahren ein Forschungsprogramm über Bodenerhaltung in Äthiopien geleitet hatte, wurde er 1988 Direktor des Zentrums für Entwicklung und Umwelt (CDE). Zu seinen Spezialgebieten gehören die Eindämmung der Syndrome des Klimawandels, die Bewirtschaftung natürlicher Ressourcen, Bodenerosion und Erhalt der natürlichen Umwelt. Hans Hurni ist Initiator des Nationalen Forschungsschwerpunkts Nord-Süd, den er seit seiner Gründung 2001 zusammen mit Urs Wiesmann und einem internationalen Gremium leitet.

Eine Welt: Der NFS beschäftigt sich mit der Umwelt ebenso wie mit Gesundheit, gesellschaftlichen Fragen oder Gouvernanz. Wie kommt es zu dieser Themenbreite?

Hans Hurni: Der Klimawandel ist ein komplexes Phänomen, geprägt durch mehrere Probleme auf einem Raum. Der Lösungsansatz kann nicht eindimensional sein. Deshalb ist unsere Forschung immer interdisziplinär. Nehmen wir die schnell wachsenden Städte, einen der Kontexte, die der NFS Nord-Süd studiert: Um die Auswirkungen des Klimawandels auf urbane Zonen zu verstehen und Lösungen für Behörden und Bevölkerung aufzuzeigen, müssen wir verschiedene Aspekte gleichzeitig angehen. Unsere Teams haben beispielsweise die gesundheitlichen Risiken unter Bedingungen ohne Abwasserreinigung studiert, die Bewirtschaftung des öffentlichen Raums im Zusammenhang mit urbaner Gewalt oder die mögliche Beseitigung von stehendem Wasser, in dem sich Mücken vermehren, die Malaria verbreiten.

Zeigen sich nach acht Jahren Forschung Lösungsansätze für die Herausforderungen der armen Länder?

Wir haben viele spezifische Probleme auf lokaler Ebene gelöst. Die «Partnership Actions» sind in diesem Zusammenhang buchstäblich Experimentierfelder für unsere Ergebnisse. Die Syndrome des Klimawandels in zwölf Jahren Forschung auszumerzen, diesen Ehrgeiz haben wir hingegen nicht. Dafür benötigte man 20 oder 30 Jahre und entschieden mehr Mittel. Trotzdem haben wir bezüglich der sich stellenden Fragen enorm viel Wissen generiert. Unsere Forscherinnen und Forscher können 1800 Publikationen vorweisen und ebenso viele Referate zu ihren Arbeiten. Diese geballte Ladung Wissen wird langfristig zur Lösung der Probleme beitragen. Das eigentliche Resultat des Programms aber sind die von den Studierenden erworbenen Kompetenzen.

Ist Ausbilden wichtiger als die Suche nach Lösungen?

Ganz bestimmt, das geht viel tiefer, auch wenn es



sich schlecht messen lässt. Die ehemaligen Doktoranden werden auch später weitergehende Antworten für die von ihnen untersuchten Probleme suchen. Diese Leute sind jung, sie haben noch mindestens 30 Jahre Karriere vor sich, werden als Professoren arbeiten, ihre Erkenntnisse an tausende Studenten weitergeben und sich dabei ständig auf ihre Forschungsarbeit vor Ort berufen. Diese Wissensmultiplikation ist das wichtigste Verdienst des NFS Nord-Süd. Wir geben damit den Ländern des Südens eine akademische Elite, die sie bitter nötig haben.

Welche Bedürfnisse hat der Süden im Bereich der höheren Bildung?

Riesige. Die armen Länder haben viele Universitäten, aber nur wenige genügend qualifizierte Professoren. Wer doktorieren will, muss sich an einer Universität im Norden immatrikulieren. Die meisten kehren nicht mehr zurück. So verliert der Süden nach und nach die geistige Elite. Die wenigen Studenten, die in ihr Land zurückkehren, lehren dort das, was sie selbst gelernt haben: Pro-



Die Bandbreite der Forschungspartnerschaften reicht von Abfallbewirtschaftung in Vietnam (linke), über ländliche Entwicklung in Äthiopien (links) bis hin zu sozialer Ausgrenzung in Mexiko (rechts)

blemstellungen Europas oder der USA. Deshalb hat es sich der NFS Nord-Süd zum Ziel gesetzt, kompetente und auf die Problematik des Südens spezialisierte Akademiker heranzubilden. Wenn sie ihre Dissertation geschrieben haben, finden praktisch alle unsere Doktoranden eine Anstellung an einer Universität ihres Landes.

«Die armen Länder haben viele Universitäten, aber nur wenige genügend qualifizierte Professoren.»

Rund 160 Universitäten und andere Institutionen des Südens sind Teil des Netzwerks. Wäre da weniger nicht mehr?

Der NFS hat so viele Partnerinstitutionen, weil er mit jeder Universität, die ihm einen Studenten schickt, einen Vertrag abschliesst. Die Kandidaten stehen Schlange. In den Ländern des Südens und des Ostens haben unsere Rekrutierungskampagnen einen Riesenerfolg. Allerdings muss ich festhalten, dass der NFS Nord-Süd nicht in erster

Linie Institutionen stärken will. Er bildet Leute aus. Über die individuellen Kompetenzen unterstützt er indirekt die Universitäten darin, ihre Kompetenz zu verbessern.

Eine der Spezialitäten des NFS sind gemeinsame Teams mit Forschern aus Nord und Süd. Was ist der Zweck dieser interkulturellen Gruppen?

Soweit möglich bilden wir tatsächlich Tandems –



je eine Person aus dem Süden und dem Norden machen einen Master, schreiben eine Dissertation, oder arbeiten an einer Postdoc-Forschung zu einem ähnlichen Thema. Oft sind sie in unterschiedlichen Regionen tätig, so dass sich Vergleiche anstellen lassen. Über Internet sind sie ständig in Kontakt. Dieser Ansatz fördert den Wissens- und Erfahrungsaustausch. Es geht um einen gegenseitigen Lernprozess. Der Schweizer Student ist in der Regel methodisch fundierter ausgebildet, derjenige aus dem Süden ist mit dem lokalen Wissen und mit kulturellen Fragen besser vertraut.

Was passiert, wenn dieser NFS 2013 ausläuft?

Dieses Netz aufzulösen, wäre eine Katastrophe. Natürlich werden unsere ehemaligen Studenten ihre Forschungsarbeit nicht vergessen und das erarbeitete Wissen weitervermitteln. Aber wir wollen die Verbindungen zu den Universitäten um keinen Preis verlieren. Allerdings wird ohne Geld gar nichts mehr laufen. Eines unserer wichtigsten Anliegen ist es deshalb, eine Finanzierungsstruktur zu finden, die das Überleben des Netzwerks sicherstellt. Wir hoffen, dass wir die Universitäten, den Schweizerischen Nationalfonds und die DEZA überzeugen können, uns weiterhin zu unterstützen. Aber erreicht haben wir unser Ziel noch nicht. ■

(Aus dem Französischen)

Zu wenig Forscherinnen

Zurzeit sind 45 Prozent der Doktorierenden des NFS Nord-Süd Frauen. Beim Rekrutieren von Forschern und anderen Mitarbeitern für das Programm werden Frauen bevorzugt behandelt. Parität zu erreichen, ist das Ziel. Allerdings ist der Spielraum insofern beschränkt, als sich mehr Männer als Frauen bewerben. Darin widerspiegeln sich die Ungleichheiten, die das Hochschulwesen insbesondere in Afrika und Asien weiterhin prägen. Obschon der Studentinnenanteil in den letzten Jahren gestiegen ist, bleibt er in manchen Ländern sehr bescheiden. So erreicht der Frauenanteil an den Universitäten in Tschad nur 7 Prozent, in Benin 12, in Äthiopien 16, in Tadschikistan 17, in Nepal 20, in Tansania 24, in Kenia 30 und in Indien 35 Prozent.

Frei sein und sich integrieren

Am Vorabend des zweiten Jahrestages der Geburt des kosovarischen Staates sind dessen Bürger, darunter auch ich, immer noch voller Enthusiasmus über das erreichte Ziel. Wir sind entschlossen, dass Kosovo ein Ort der bürgerlichen Freiheiten, ein Ort der sozialen, ökonomischen und kulturellen

Manchmal fragt man sich, ob die internationale Präsenz in Kosovo von den einheimischen Institutionen ausreichend und sinnvoll zur Beschleunigung der Wirtschafts-, Verwaltungs- und Bildungsreformen, sowie für ein erfolgreicher Lobbying für mehr internationale Anerkennung und Legitimität genutzt

zweite Jahr der Unabhängigkeit durch ein langsames Vorankommen aus. In den nächsten Jahren jedoch müssen die angenommenen Gesetze, die mit denjenigen der EU vereinbar sind, in die Praxis umgesetzt werden, und die Menschen – die Träger der Institutionen – müssen ihre Professionalität und ihre Fähigkeiten in Taten zeigen.

stimmen, ist die Essenz der Demokratie.

Hoffentlich bringt uns die Zukunft Menschen in die Regierung, die den Herausforderungen der Integration gewachsen sind. ■

(Aus dem Albanischen)



Matt Lutton/Invision/Getty

Möglichkeiten werden möge. Ein Staat, der auf den Werten der westlichen Demokratie beruht und in die Europäische Union (EU) und die Nato integriert ist.

Die grösste Herausforderung bleibt nach wie vor der demokratische Aufbau eines auf Gesetzen beruhenden, funktionierenden Staates, wo jede Bürgerin und jeder Bürger in Kosovo erwarten kann, dass nach dem Gesetz regiert wird. Immer wieder erhofft man sich das, und um es zu erreichen, braucht es eine effizientere Koordination zwischen den einheimischen und den in Kosovo existierenden internationalen Institutionen.

wird. Es scheint, als ob die andern Länder der Region schneller vorangekommen und unter den genannten Aspekten weiter fortgeschritten seien. Allgemein zeichnete sich das

«Ein Kosovo, auf das seine Bürger stolz sind, wo mit Würde gearbeitet und gelebt wird.»

Verschiedene Stimmen in der kosovarischen Öffentlichkeit fordern eine schnellere wirtschaftliche Entwicklung, grössere ausländische Investitionen, Transparenz im Privatisierungsprozess, ein ordentliches Funktionieren der Gerichte. Obwohl sie wissen, dass sie hinter der Erfüllung der Kriterien für eine Liberalisierung der Visumpolitik zurückgeblieben sind, arbeiten die Bürger und vor allem die Jungen am Aufbau eines Kosovo, in dem die in Westeuropa gepflegten Werte gelten, wo Arbeit, Bildung, Durchsetzung der Gesetze und Chancengleichheit für alle Bürgerinnen und Bürger da sind.

Das sind die Ziele von heute und die Resultate von morgen. Ein Kosovo, auf das seine Bürger stolz sind, wo mit Würde gearbeitet und gelebt wird – genau wie in den Ländern der EU. Vergessen wir nie den Staaten zu danken, die uns befähigten, das Kosovo von Morgen aufzubauen. Kosovo ist und bleibt auf seinem Weg unterstützt von der Internationalen Gemeinschaft, und ab und zu ist die Meinung zu hören, diese Unterstützung sollte zurückhaltend sein, um den einheimischen Institutionen beim Regieren des Landes auch Raum zum Fehler machen zuzugestehen. Solchen schlechten Entscheiden bei den nächsten Wahlen nicht auch noch zuzu-



Ekrem Çitaku, 32, geboren in Pristina, lebt und arbeitet in der Hauptstadt Kosovos sowohl als Zahnarzt in einer Privatklinik als auch als Direktor und Chefredaktor eines Radiosenders. «Diese zwei Bereiche», sagt Ekrem Çitaku, «sind meine Leidenschaften im Leben.» Bereits während seines Medizinstudiums arbeitete er als Journalist. Im Jahr 2000 gründete er seine eigene Radiostation. Heute ist «Radio Vala Rinore» (Jugendwelle) der beliebteste Radiosender in Pristina. 2005 gründete Ekrem Çitaku das Radio-Netzwerk «Human Rights Radio Network». Bei diesem interethnischen und mehrsprachigen Medienprojekt machen neun Radiostationen aus allen Landesteilen mit. Es setzt sich zum Ziel, die Kommunikation zwischen den verschiedenen ethnischen Gruppen zu verbessern, sowie das gegenseitige Verständnis und Toleranz zu fördern.
www.radiovalarinore.com

Addis Abeba und Zürich planen gemeinsam

Wie viele Einwohner Addis Abeba genau hat, weiss niemand. Tatsache ist, die Hauptstadt Äthiopiens wächst in rasantem Tempo. Eine kontrollierte Stadtentwicklung ist für Entwicklungsländer generell eine der grössten Herausforderungen überhaupt. Bereits 2025 werden gut 60 Prozent der Einwohner dieser Länder in Städten leben, das sind mehr als 3845 Millionen Menschen. Von Maria Roselli.



Mit Wachstumsraten von nahezu fünf Prozent gehören afrikanische Metropolen zu den schnellst wachsenden der Welt. Die Bevölkerung Afrikas verdoppelt sich gegenwärtig alle 10 bis 15 Jahre. Bereits im Jahr 2030 werden laut Hochrechnungen der Vereinten Nationen mit 750 Millionen mehr Menschen in afrikanischen Städten leben, als in ganz Europa. Äthiopien wird für die kommenden 15 Jahre ein rasantes Wachstum von 78 Millionen auf 120 Millionen Einwohner vorausgesagt. Davon ist Addis Abeba geradezu exemplarisch betrof-

fen. Die Stadt im Vielvölkerstaat im Nordosten Afrikas platzt aus allen Nähten und die Verwaltung stösst an ihre Grenzen: Es fehlt das Know-how, um das Bevölkerungswachstum nachhaltig zu gestalten.

Vor diesem Hintergrund hat das Departement Architektur der ETH Zürich im Jahr 2006 eine Zusammenarbeit mit der technologischen Fakultät der Universität Addis Abeba initiiert. Daraus entstand die mehrjährige Forschungsinitiative *Urban Laboratory – Addis Ababa*. Sie will Wege aufzeigen, wie die Hauptstadt Äthiopiens und mit

ihr das ganze Land das prognostizierte Wachstum ökologisch, sozial und ökonomisch nachhaltig bewältigen kann.

Landflucht bremsen, sozial-verträglich entwickeln

Das Phänomen der Urbanisierung ist nicht neu. In Europa konnte es während der Industrialisierung und auch während der Modernisierung der Nachkriegszeit beobachtet werden. Die heutige Urbanisierungswelle in den Entwicklungsländern weist durchaus Parallelen zu damals auf. So waren lange Zeit auch viele Städte Europas

und Nordamerikas mit Elendsvierteln umgeben.

Im Unterschied zum heutigen Afrika waren diese chaotischen Zustände jedoch nicht die Folge eines verpassten Strukturwandels, sondern eher der vorübergehende Ausdruck einer aufstrebenden Wirtschaft.

Grundlegender Unterschied ist zudem, dass sich die Metropolen Europas und Nordamerikas auf bereits bestehende Infrastrukturen abstützen konnten, während diese in den Entwicklungsländern vielerorts weitgehend fehlen. Wichtig ist deshalb, so meint Marc Angélil, ETH-Professor und Mitinitiant des *Urban Laboratory*, dass der Entwicklung von Wohnghettos, wie sie beispielsweise in den Pariser Banlieues entstanden sind, entgegen gewirkt werde: «Die Urbanisierung muss als Chance gesehen werden, denn sie wird auf jeden Fall stattfinden. Man muss nur wissen, wie man mit ihr umgehen soll.» Konkret müsse man einerseits die Landflucht so gut wie möglich bremsen, beispielsweise indem in ländlichen Gebieten dörfliche Infrastrukturen erbaut würden, andererseits Massnahmen in den Städten treffen. In Städten wie Addis Abeba, das zu einem Grossteil aus eingeschossigen, improvisiert erbauten Häusern bestehe, ginge es nicht darum, neue Quartiere aus dem Boden zu stampfen, sondern auf den bestehenden Strukturen aufzubauen, sie zu verbessern und zu verdichten. Prioritär sei zudem die soziale Integration der Bewohner.

Die informellen Siedlungen, die gelegentlich wie Slums aussehen – 80 Prozent der Bevölkerung Addis Abebas lebt unter der Armutsgrenze – bilden eine soziale Gemeinschaft, die durch den Abriss ganzer Quartiere aus-



Im Fokus des Urban Laboratory steht die Stadtentwicklung von Addis Abeba (vordere Seite) – um die Landflucht einzudämmen, werden jedoch bereits sich selbstversorgende Städte im Landesinnern Äthiopiens geplant (diese Seite)

einander gerissen würde. «Die soziale Integration ist deshalb bei der Urbanisierung umso wichtiger», unterstreicht Angélil.

«Die Urbanisierung muss als Chance gesehen werden.»

Lokal angepasste Lösungen

Grossstädte in Entwicklungsländern weisen gravierendere Probleme auf als in Industrienationen. Die Urbanisierung, die in der südlichen Erdhalbkugel erst in den 1950er-Jahren eingesetzt hat, entwickelt sich dort im Eiltempo. Die Folge davon sind Überlastungs-, Umwelt- und sozioökonomische Probleme. Sie führen zu zunehmender Marginalisierung grosser Bevölkerungsteile, wachsende sozioökonomische

Unterschiede und Armut. Diese Probleme stellen spezifische Anforderungen an die Regierungen und Verwaltungen, die sich nicht einfach erprobter Strategien aus dem Westen bedienen können. So braucht es auch in Addis Abeba lokal angepasste Lösungen, um die verschiedenen Herausforderungen anzugehen. Dabei geht das Forschungsteam davon aus, dass keine Ideallösung besteht. Das *Urban Laboratory* hat deshalb verschiedene Entwürfe skizziert, um Entwicklungsstrategien aufzuzeigen und zu untersuchen, wie die enormen ökologischen, sozialen und kulturellen Hindernisse zu bewältigen sind. Die entwickelten Projekte wurden im Oktober 2009 an einer Ausstellung in der Universität Addis Ababa vorgestellt.

Selbstversorgung durch Sonnenenergie

Das Spektrum der erarbeiteten Projekte ist vielfältig und reicht von der Idee einer Tramlinie mitten durch Addis Abeba bis hin zu Projekten, die den sozia-



len Zusammenhalt fördern sollen. Besonders spannend ist ein Projekt von Franz Oswald, Mitinitiant des Laboratoriums: Im Norden des Landes soll demnächst der Grundstein für NEST gelegt werden, die *New Energy Self-Sufficient Town*. Um das Stadtzentrum mit Markt, Verwaltungszentrum und Lehrlingsbildungsstätte gruppieren sich Wohnquartiere, durchsetzt mit Äckern und Weideland. Ehrgeiziges Ziel ist die Selbstversorgung der Stadt, vorab mit Sonnenenergie, sowie die Wiederverwendung sämtlicher Abfallprodukte, einschliesslich des Abwassers. ■

Das Buch zum Projekt

Die Projekte und Visionen des *Urban Laboratory* sind in ein spannendes Buch eingeflossen. «Cities of Change – Addis Ababa» von Marc Angélil und Dirk Hebel ist auf Englisch im Birkhäuserverlag erschienen.

Für Infos und Bestellungen:
www.birkhauser.ch

Wohlklang pur

(er) Virtuosen tanzten die Finger des Gitarristen Ali Farka Touré und des Kora-Spielers Toumani Diabaté bei ihrem ersten Rencontre über die Saiten. Diese Einspielung der beiden hochkarätigen Musiker aus Mali wurde 2006 auf Anhieb mit dem Grammy «Best Traditional World Music Album 2005» ausgezeichnet. Kurz danach starb Ali Farka Touré. Einige Monate zuvor begaben sich Ali und Toumani im Rahmen ihrer Europatour ins Studio; mit dabei war der 2009 verstorbene kubanische Bassist Orlando Cacháito López (Buena Vista Social Club). Das Ergebnis des Zusammen-



spiels ist Wohlklang pur für die Ohren. Auf bestrickend seidenweiche Art verweben sich da voll wogende Töne der Harfenlaute Kora mit glockenhell perlenden Klangspuren der Gitarre und dunkel vibrierenden Stimmungen des Basses. Wenn über dieses harmonische Klangornament die bluesige, leicht angeraute Stimme von Ali gleitet (leider nur auf zwei Tracks), entfaltet sich eine sublimen Magie der Savanne. *Ali Farka Touré & Toumani Diabaté: «Ali & Toumani» (World Circuit/Musikvertrieb)*

Quirliges Musikmosaik

(er) Es sind Streifzüge durch Gipsy Swing, Mariachi, Latin Moods, American Folk, Musette und Milonga. Dargeboten wird dieses prickelnd-quirlige und bunt-schräge Musikmosaik mal mit balkanischem Temperament



oder mit gehörigem Chanson-Charme, mal im gemächlichen Reggae-Trab oder in angetönten Cumbia-Takten, spürbar sind auch indische Vibrations. Verantwortlich dafür ist die in San Francisco geborene und dort lebende indoamerikanische Songschreiberin und praktizierende Ärztin Rupa Marya, die auch in Indien und Frankreich aufwuchs. Facettenreich, manchmal larmoyant hauchend, hie und da energisch wild, dann wieder sinnlich sentimental singt sie in spanischer Zunge, aber auch auf Französisch und Englisch über die Gratwanderung im Leben der Migranten, oder sie huldigt ihrem Idol Pablo Neruda – begleitet von ihrem fabelhaft aufspielenden Quintett samt Gästen. Zum Instrumentarium gehören Akkordeon, Bandoneon, Trompete, Cello, Bass, Schlagwerk, Glockenspiel, Tabla, Bambusflöte, Saxophon, Klarinette und ein ratternder alter Filmprojektor. *Rupa & The April Fishes: «Este Mundo» (Cubancha/Disques Office)*

Eigenwillige Melange

(er) Das soulig warme und glasklare, luftig schwebende und doch anmutig intime Timbre ihrer Stimme mit bisweilen samtigem, leicht melancholischem Anklang bezaubert. Zur Faszination trägt wundersam entspannter Chorgesang bei, dessen Vocals ebenfalls von der 30-jährigen, französisch-marokkanischen Singer-Songwriterin Hindi Zahra stammen. In ihren

auf Englisch oder Tamazight (Berbersprache) gesungenen Liedern geht es u. a. einfühlsam um eine Zwangsheirat, oder verträumt, fast weltverloren, um den Sternenhimmel und die Stille einer Wüstenacht. Dies liegt in den Wurzeln der von Berbern und Tuaregs abstammenden, zwischen Paris und London pendelnden Nomadin. Überdies überraschen ihre selbst komponierten, schlicht arrangierten und durch Gitarrensounds poetisch modellierten Songs mit einer aussergewöhnlichen Melange: Rockige und folkige, dann wieder wüstenbluesige oder jazzige, mal auch tranceartige und chansenhafte Fragmente gleiten ineinander – über Rhythmen, die ans maghrebinische Handclapping erinnern. Hindi Zahras eigenwilliges Debütalbum macht hellhörig. *Hindi Zahra: «Handmade» (Blue Note/EMI)*

Online lernen

(bf) Die Stiftung Bildung und Entwicklung hat ein Online-Lehrmittel zur Menschlichen Sicherheit aufgeschaltet, welches sich an Berufsfachschulen und Maturitätsschulen wendet. Das Thema wird anhand der beiden Aspekte «Folter» und «Menschenhandel» in zwei separaten Kursen konkret und auf verständliche Weise thematisiert. Das Konzept der Menschlichen Sicherheit stellt im Gegensatz zu traditionellen Sicherheitskonzepten nicht den Staat, sondern den einzelnen Menschen und dessen Schutz vor politischer Gewalt, Krieg und Willkür in den Mittelpunkt. Somit vereinigt Menschliche Sicherheit Aspekte der Sicherheits-, Entwicklungs-, Friedens- und Menschenrechtspolitik. Im Lehrmittel werden menschliche Schicksale aufgezeigt, Gründe und Formen von Menschenhandel und Folter durchleucht-

Lehrmittel

Service

Von göttlich bis Bollywood

(bf) Indien, Pakistan und Bangladesch sind historisch, kulturell und wirtschaftlich eng miteinander verbunden. Die Ausstellung «Where Three Dreams Cross – 150 Jahre Fotografie aus Indien, Pakistan und Bangladesch» im Fotomuseum Winterthur gibt darüber einen ebenso eindrücklichen wie spannenden Einblick. 350 Werke von 60 Fotografen zeigen nicht nur die vielfältigen Wege der Fotografie, sondern auch die Entwicklung des indischen Subkontinents anhand von fünf Themenfeldern von 1850 bis heute: Die «Ökonomie der Zeichen» beschäftigt sich mit der Strassen- und der sozialdokumentarischen Fotografie; «Familienwerte» fragt nach der Struktur der indischen Familie, von Gruppen und Sippen; «Göttliche Fassaden» zeigt Moscheen, Tempel und Gräber; «Merkmale des Übergangs» fokussiert auf die jüngere Geschichte und die Spannungsfelder in den Kasten, Rassen, Religionen und in der Sexualität; «Click», die letzte Sektion, thematisiert die Entwicklung des Selbstbildes und der Studiofotografie, anhand von Porträts, handgemalten Visiten-



karten, Filmstills aus Bollywood-filmen bis zur Modelfotografie. «Where Three Dreams Cross – 150 Jahre Fotografie aus Indien, Pakistan und Bangladesch» im Fotomuseum Winterthur, vom 12. Juni bis 11. August

Unser Schrott im Süden

In Bangladesch werden ausgediente Tanker und Containerschiffe aus aller Welt abgewrackt. Wanderarbeiter aus dem Norden, durch die alljährliche Hungersnot in den Süden getrieben, zerlegen von Hand die Ozeanriesen. Unter schwierigsten Arbeitsbedingungen rezyklieren sie den Schrott der westlichen Welt – und geraten dabei selber immer tiefer in die Schuldenfalle. Der visuell überwältigende Film «Eisenfresser» schildert ein System von Ausbeutung, dem nur die wenigsten Arbeiter entkommen können. Sie erledigen nicht nur die gefährlichsten Arbeiten auf der



Werft, auch verschulden sie sich dabei. Der Film erhielt unter anderem den 1. Preis am «DocAviv» Dokumentarfilmfestival in Tel Aviv und den New Berlin Film Award 2008. «Eisenfresser», Dokumentarfilm von Shaheen Dill-Riaz, D/Bangladesch 2007. Information und Beratung: Filme für eine Welt, Tel. 031 398 20 88, www.filmeeinewelt.ch

Peruanischer Filmerfolg

Goldener Bär in Berlin, bester lateinamerikanischer Film 2009, Oscar-Nomination 2010: Die Peruanerin Claudia Llosa hat mit ihrem zweiten Spielfilm «La Teta Asustada» (siehe auch Eine Welt 4/2009) die Welt

erobert und sich definitiv als starke Autorin des Kinos etabliert. Sie erzählt in unvergesslichen Bildern die Geschichte von Fausta, einer jungen Frau, deren Mutter gerade gestorben ist und die sich nun allein in der Grossstadt Lima zurechtfinden muss. Es ist ein peruanischer Film, der vor Augen führt, wie stark das junge Filmschaffen im Andenland ist. Jetzt ist er auf DVD erschienen, mit einem «Making of» und Impressionen von den beiden wichtigsten Premieren in Peru: Jener in den Anden und derjenigen in Lima. Zudem kommentieren Claudia Llosa und ihre Kamerafrau Natasha Braier den ganzen Film auf einer speziell anwählbaren Tonspur, was das bereits starke Seherlebnis noch vertieft.

«La Teta Asustada» von Claudia Llosa, DVD Edition Trigon-Film. Bestellungen und Information: 056 430 12 30 oder www.trigon-film.org

Die endliche Geduld eines Steins

(bf) In einem Dorf irgendwo in Afghanistan sitzt eine Frau am Bett ihres schwerverletzten Mannes, der im Koma liegt. Im Zimmer ist es still, draussen hört man Schüsse, die Frau betet. Dann beginnt sie zu reden. Sie erzählt ihm, was sie ihm vorher nie sagen konnte, sie berichtet dem reglos Daliegenden von dem Drama, das die Ehe für sie bedeutet. Wie dem magischen «Stein der Geduld» aus der afghanischen Mythologie vertraut sie ihm ihren Schmerz an und beichtet ein Geheimnis, das sie seit langem bedrückt. Doch auch die Geduld eines Steins ist nicht unendlich. Der Afghane Atiq Rahimi schlüpft in seinem international mit Preisen – u.a. 2008 mit dem französischen Prix Goncourt – ausgezeichneten Buch «Stein der Geduld» in die Haut einer Frau und reißt

siert damit bravourös. In einer wunderbar klaren und poetischen Sprache thematisiert dabei der Autor nicht nur eindringlich und erschütternd die Situation der Frauen in Afghanistan sondern auch die Sinnlosigkeit des Krieges.

«Stein der Geduld» von Atiq Rahimi; Ullstein, Berlin 2009

So einfach: Ntungulu Mengenye

(bf) Der tansanische Zeichner und Maler John Kilaka fasziniert sowohl mit seinen Kinderbüchern als auch mit seinen Kunstbildern. Seine Tingatinga-Kunst, zu deren wichtigsten Vertretern er gehört, fasziniert Kinder und Erwachsene gleichermaßen. Nun erscheint von ihm mit «Der wunderbare Baum» eine farbenfrohe Bilder-geschichte, die einmal mehr durch ihre Leichtigkeit, Exotik und Spannung überzeugt. John Kilaka erzählt darin eine traditionell afrikanische Geschichte rund um Häsinnen, Giraffen, Schildkröten, Elefanten, ein ausgetrocknetes Land und einen geheimnisvollen Baum, der seine saftigen Früchte allerdings nur dann hergibt, wenn man seinen Namen ruft. Doch diesen muss man erst mal kennen und behalten können, was man offenbar grossen Tieren mehr zutraut als kleinen. Doch warum nur können Löwe, Nilpferd und ihre grossen Freunde solch einfache Namen wie Ntungulu Mengenye nicht auswendig lernen?



«Der wunderbare Baum» von John Kilaka; Verlag NordSüd/Baobab, Zürich 2009

Umkämpfte Baumwolle

(bf) Vom Produzenten zum Konsumenten ging die Baumwolle schon zu Kolonialzeiten um die Welt, heute haben sich lediglich die Routen verändert. Baumwolle wird auf allen Kontinenten unter den unterschiedlichsten Umwelt- und Produktionsbedingungen angebaut. Sie steht im Mittelpunkt des Streits um Agrarsubventionen und ist ein wichtiges Instrument in der Entwicklungshilfe. An ihr haben Chemiefirmen ebenso Interesse wie ökologische Landwirtschaft, denn sie hat den höchsten Verbrauch an Wasser, Dünger und Pestiziden von allen Kulturpflanzen. Der Schweizer Fotograf Hans Peter Jost hat in Indien, China, Brasilien, Amerika, Usbekistan,



Mali und Tansania ein Portrait der Baumwolle geschaffen, mit Bildern über das Leben der Baumwollbauern, ihre Arbeitsbedingungen, den Anbau, Ernte, Verarbeitung und Vermarktung. Christina Kleinidam beschreibt und gibt Hintergrundinformationen zu den spezifischen Problemen der einzelnen Länder. «Baumwolle weltweit» von Christina Kleinidam und Hans Peter Jost; Lars Müller Publishers 2009

Landwirtschaft mit menschlichem Antlitz

(jls) 1974 hängte Mamadou Cissokho seinen Lehrerberuf an den Nagel, wurde Landwirt und baute in Bamba-Thialène in Senegal einen kleinen Betrieb auf. Bald schon unterstützte er Bauernkollegen, die sich organisierten, um gegen die Trockenheit zu kämpfen und sich von den Machthabern zu emanzipieren. «Wir beschlossen, unser Leben künftig nicht mehr von andern bestimmen zu lassen», erinnert er sich. Mamadou Cissokho, einer der Protagonisten der westafrikanischen Bauernbewegung, erzählt in «Dieu n'est pas un paysan», wie sie entstanden ist und sich entwickelt hat. Das mit Unterstützung der DEZA publizierte Buch ist auch ein Plädoyer für die Familienlandwirtschaft. Der Autor ist überzeugt, dass diejenigen Betriebe Westafrika künf-

tig ernähren werden, welche ebenso soziale Verantwortung wahrnehmen, wie sie Arbeitsplätze schaffen und die Umwelt schonen. Zurzeit ist M. Cissokho Präsident des Netzwerks der bäuerlichen Organisationen und der Landwirte Westafrikas. Mamadou Cissokho: «Dieu n'est pas un paysan», Editions Présence Africaine et GRAD, März 2009

EDA-Spezialisten kommen zu Ihnen

Verschiedenes

Möchten Sie sich aus erster Hand über die schweizerische Aussenpolitik informieren? Referentinnen und Referenten des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA) stehen Schulklassen, Verbänden und Institutionen für Vorträge und Diskussionen zu zahlreichen aussenpolitischen Themen zur Verfügung. Der Vortragsdienst ist kostenlos, kann seine Dienstleistungen jedoch nur innerhalb der Schweiz anbieten, und es sollten mindestens 30 Personen an der Veranstaltung teilnehmen.

Weitere Informationen:
Vortragsservice EDA,
Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern;
Tél. 031 322 31 53 oder
031 322 35 80;
Fax 031 324 90 47/48;
E-Mail: info@eda.admin.ch

Fernsucht



Anita Altenranger

Wucht, Kraft und Erzählfreude

Bettina Oberli, 37, Regisseurin, hat mit «Die Herbstzeitlosen» einen der erfolgreichsten Schweizer Filme aller Zeiten gedreht, 2009 kam ihr Film «Tannöd» in die Kinos.

Obwohl meine bisherigen Filme alle in Europa gedreht wurden, faszinieren mich Länder aus dem Süden und fremde Kulturen. Das liegt mir sozusagen im Blut, bin ich doch teilweise auf Samoa aufgewachsen. Meine Eltern arbeiteten zudem zehn Jahre lang auf den Salomon-Inseln als Entwicklungshelfer und mein Vater ist auch heute noch regelmässig für das Rote Kreuz tätig. Als Filmemacherin beeindruckt mich insbesondere das lateinamerikanische Filmschaffen. Zwei ganz tolle Filme sind «Whisky» des Uruguayaners Pablo Stoll und des bereits verstorbenen Juan Pablo Rebella, sowie «Amores perros» des Mexikaners Alejandro González Iñárritu. Gerade letzterer besitzt eine unglaubliche Wucht, Kraft, Erzählfreude und hat insbesondere auch keine Angst vor Emotionalität. Das macht viele Filme aus dem Süden – vielleicht weil diese Menschen nichts zu verlieren haben und deshalb das volle Risiko nehmen – sehr wahrhaftig, authentisch.

(Aufgezeichnet von Beat Felber)

Impressum

«Eine Welt» erscheint viermal jährlich in deutscher, französischer und italienischer Sprache.

Herausgeberin

Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (DEZA) des Eidgenössischen Departementes für auswärtige Angelegenheiten (EDA)

Redaktionskomitee

Martin Dahinden (verantwortlich)
Catherine Vuffray (Gesamtkoordination)
Marie-Noëlle Bossel, Marc-André Bünzli,
Beat Felber, Thomas Jenatsch, Roland Leffler,
Sabina Mächler

Redaktion

Beat Felber (bf – Produktion)
Gabriela Neuhaus (gn) Maria Roselli (mr)

Jane-Lise Schneeberger (jls)
Ernst Rieben (er)

Gestaltung

Laurent Cocchi, Lausanne

Lithografie und Druck

Vogt-Schild Druck AG, Derendingen

Wiedergabe

Der Nachdruck von Artikeln ist, nach Bewilligung durch die Redaktion, unter Quellenangabe gestattet. Belegexemplare erwünscht.

Abonnemente und Adressänderungen

«Eine Welt» ist gratis (nur in der Schweiz) erhältlich bei: EDA, Informationsdienst, Bundeshaus West, 3003 Bern
E-Mail: info@deza.admin.ch
Tél. 031 322 44 12

Fax 031 324 90 47
Internet: www.deza.admin.ch

860215346

Der Umwelt zuliebe gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier

Gesamtauflage 55250

Umschlag: Aids-Aufklärung einer Mitarbeiterin von Rotes Kreuz Mali, welches von der Schweiz unterstützt wird; Keystone SRK Caspar Martig

ISSN 1661-1667

«Die Schweiz erreichte in Mali mehr als andere, weil wir die Projekte gemeinsam entwickelt haben und dabei Schritt für Schritt vorgegangen sind.» *Mamadou Goïta, S. 9*

«Das Bewusstsein, dass es alle braucht, ist für mich typisch schweizerisch.» *Michèle Laubscher, S. 10*

«Viel zu wichtig war mein eigenes Leben, als dass ich die Armut gesehen hätte.» *Elsie Nantulie Mampa, S. 22*

«Ausbilden geht viel tiefer als die Suche nach Lösungen, auch wenn es sich schlecht messen lässt.» *Hans Hurni, S. 28*
